Die deutschen Klassiker

erläutert von

Kuenen & Evers

12. Bändchen

Freytags Fabier

PT
1873
Z5F6

17586

WITHDRAWN

Die deutschen Klassiker

erläutert und gewürdigt

für

höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium

von

E. Kuenen
Prof. am Kgl. Gymnasium zu Düsseldorf.

M. Evers
Prof. u. Direktor des Gymnasiums zu Barmen.

und einigen Mitarbeitern.

---

12. Bändchen:

Freytags Fabier

von

Prof. Dr. R. Foß.
Geh. Regierungs-Rat.

1896.
Verlag von Heinrich Bredt in Leipzig.

Gustav Freytags Fabier

erläutert und gewürdigt

für

höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium

von

Prof. Dr. R. Foß.
Geh. Regierungs-Rat.

12. Bändchen der Sammlung:

Die deutschen Klassiker

von

E. Kuenen
Prof. am Kgl. Gymnasium zu Düsseldorf.

A. Evers
Prof. u. Direktor des Gymnasiums zu Barmen.

und einigen Mitarbeitern.

Leipzig, 1896.
Verlag von Heinrich Bredt.

PT
1873
Z5F6

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
BERKELEY LIBRARY

Vorwort.

17536

Rethwisch bezeichnet in seinem Werke: „Deutschlands höheres Schulwesen im 19. Jahrhundert" zwei Richtungen als für Deutschland maßgebend. Die eine sei im Anfange des Jahrhundert besonders in Schulpforta vertreten gewesen, die andere in Weimar. Die erstere habe vorzugsweise, ja fast einzig und allein die klassischen Studien gelten lassen, die zweite doch auch Geographie, Geschichte, Deutsch und Mathematik. Herder vertrat diese Ansicht. — Im Ganzen und Großen sind diese beiden Richtungen im Laufe unseres Jahrhunderts aber nicht in aller Schärfe und Schroffheit festgehalten worden. Die Weimarsche Ansicht ist auch in den Anstalten maßgebend geworden, welche die alten Sprachen pflegen. Von Zeit zu Zeit ist denn der Wunsch laut geworden, die classischen Sprachen ganz zu verbannen, alte Geschichte nicht mehr zu lehren; nur neuere Sprachen seien nötig, neuere Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften. Einen solchen Sturm haben wir vor einiger Zeit erlebt, aber er hat sich, wie es scheint, jetzt etwas beruhigt. —

Man hat vielfach die Erfahrung gemacht, daß ein tieferes Verständnis der neueren und neuesten Geschichte für Schüler kaum zu erzielen sei, da es ihnen noch an der nötigen Einsicht fehle. Auch reiche die Zeit, welche der

Schule für diesen Gegenstand verstattet sei, nicht aus, um in die Tiefe zu dringen. Die alte Geschichte könne aber mit den Schülern eingehender behandelt werden. Ich bin der Ansicht, daß der, welcher sie einigermaßen gründlich kennen gelernt hat, sehr wohl imstande sein wird, auch die mittlere und neuere später mit größerem Nutzen zu treiben, als einer, dem diese Kenntniß fehlt. Um nun die Liebe zur römischen Geschichte zu fördern, die doch wie Ranke im 2. Teile seiner Weltgeschichte S. 77 sagt, die bedeutendste Rolle unter allen Nationalgeschichten einnimmt, halte ich Gustav Freytags Fabier für sehr geeignet. Aber selbstverständlich hätte mich dies nicht allein zu der Bearbeitung des Stückes bewegen können, wenn nicht noch die sonstigen Vorgänge des Dramas dazu gekommen wären. Über diese ist hier nicht der Ort ausführlicher zu handeln, da das vielmehr in dem Abschnitt geschehen wird, der die Überschrift „Würdigung“ führt.

Kurze Übersicht.

Rom ist da gegründet, wo der Tiber aus dem Berglande heraustritt, auf der Grenzscheide, wo die Gebiete der Latiner und Sabiner und Etrusker zusammenstoßen. Es ist inmitten der drei Völkerschaften als eine allen drei angehörige und doch selbständige Macht entstanden, die mit ihnen fortdauernd in Fehde liegt. Am heftigsten und gefährlichsten sind die Kämpfe gegen die etruskische Stadt Veji gewesen. Bedenken wir, daß die Etrusker in alter Zeit das mächtigste Volk Italiens sind, die in dreimal zwölf Städten am Po, in Toscana und in Campanien wohnen. Uralte Kultur ist ihnen eigen. Wenn die zwölf Städte Etruriens einig gewesen wären, so hätte Rom schwerlich das Übergewicht gewinnen können. Nur selten aber war das der Fall, und meist hatten es die Römer mit Veji allein zu thun. Diese Stadt war einige Meilen von Rom entfernt auf einem Ausläufer des Etruskischen Hochlandes gelegen und ihr gegenüber ist auf den Hügeln, die steil zum Tiber abfallen, Rom wie eine Trutzburg erbaut. Einen Vorgang aus diesen Kämpfen führt uns das Stück von Gustav Freytag vor.

Im Jahre 177 v. Chr. wird in Rom das Erntefest, das Fest der Saturnalien, gefeiert. Im Vertrauen darauf, das in dem bunten Leben und Treiben des Festes niemand auf ihn achten würde, hat der Tribun Sicanius einen Hauptanführer der Vejenter in Rom empfangen. Den Tribunen treibt dazu ein grimmer Haß, denn er ist von den Patriziern schwer geschädigt worden. Deshalb verabredet er mit dem Feinde,

daß die Vejenter einen Plünderungszug machen, doch dabei nur die Höfe der Patrizier verwüsten sollen. Während sich noch in Rom alles im tollsten Festjubel befindet, wird plötzlich die Nachricht verkündet, daß die Vejenter den Einfall in der verabredeten Art und Weise ausgeführt hätten. An der Grenze des römischen und vejentischen Gebietes ist der Gau der Fabier gelegen, und auf dem Adelshofe, der dem Haupte des Geschlechtes, dem Cäso Fabius gehört, weilt gerade damals sein jüngster Sohn Quintus und des Konsuls einzige Tochter Fabia. Man befürchtet, daß die Vejenter sie gefangen genommen haben. Aber glücklicherweise war das nicht der Fall gewesen, sondern sie waren gerettet worden durch einen Nachbarn, einen freien Gaugenossen Gaïus Fcilius. Er bringt sie nach Rom in das Haus des Konsuls und stattet diesem einen eingehenden Bericht über den Vorfall ab. Aus seiner Erzählung und aus anderen Wahrnehmungen schließen die Fabier ganz richtig, daß der Anstifter von all dem Unheil der Tribun Sicanius sei. Die Fabier wissen, wie sehr der Tribun die Patrizier und besonders sie haßt, da sie die Führer, das bedeutendste Geschlecht des Adels, sind. Dem Konsul gegenüber bezeichnen sie ihn als Verräter und verlangen, daß er als solcher bestraft werde. Doch der Konsul geht darauf nicht ein, indem er auf die Unverletzlichkeit des Tribunen hinweist.

Als nun im Senate darüber verhandelt wird, daß man die Vejenter für den Überfall züchtigen und mit Krieg überziehen müsse, da stimmt Sicanius dagegen. Die jüngeren Fabier, angeführt von Marcus Fabius, dem Sohne des Konsuls, beschließen darauf, den Tribunen zu ermorden. Durch das Los wird ein Mitglied des Geschlechtes, Sextus, dazu bestimmt. Nachts umstellen die Verschworenen das stets geöffnete Haus des Tribunen und knebeln den Diener desselben. Dann dringt Sextus in das Schlafgemach des Verhaßten, um ihn zu töten. Aber ihn graut, er vermag die That nicht auszuführen, und beim Ringen entreißt ihm der Tribun das Wolfsbild, das Zeichen seines Geschlechts. Da Sextus die Aufgabe nicht gelöst hat, springt Marcus, des Konsuls

Sohn, hinein und vollbringt die That. — Zufällig naht der Vater des Gaïus Icilius, Spurius, der mit dem Tribunen ratschlagen will, und eilig entfliehen die Fabier.

Der alte, kernfeste Landmann geht ins Haus, befreit den gefesselten Sklaven, sieht den Tribunen ermordet daliegen und findet das verhängnisvolle Wolfsbild. So sehr ihn der Tod des Sicanius auch schmerzt, so versucht der kluge Bauer doch aus dem Unfall den größtmöglichsten Vorteil zu ziehen. Sein Sohn Gaïus hat ihm nämlich gestanden, daß er die Fabia, des Konsuls Tochter, zur Gattin begehre. Zuerst will Spurius seinen Sohn bewegen, diesen Wunsch aufzugeben, da der Abstand zwischen Patriziern und Plebejern zu groß sei. Weil aber Gaïus, sein einziger Sohn, erklärt, er könne sein Herz nicht bezwingen, verspricht ihm der Vater seine Hilfe, zumal die Lieblichkeit der Fabia auch ihn gewonnen hat.

Am andern Morgen erfährt der Konsul, daß der Tribun ermordet sei, und muß vernehmen, wie sehr die Patrizier darüber erfreut sind. Das verletzt sein Rechtsgefühl aufs tiefste, und er ist entschlossen, den Meuchelmord zu bestrafen. Da kommt sein Jugendgespiele Spurius Icilius zu ihm, bringt ihm das Wolfsbild und damit die Gewißheit, daß einer seiner Geschlechtsgenossen der Mörder sei. Spurius liebt den Konsul und sein Haus, deswegen verspricht er ihm zu schweigen, verlangt aber dafür, daß der Konsul die Ehe zwischen Patriziern und Plebejern freigeben soll. Cäso weigert sich entschieden, auf diesen Handel einzugehen. Der Bauer aber meint, der stolze Herr würde sich doch wohl noch anders entschließen und läßt ihm beim Abschiede das Wolfsbild zurück. Jedoch der Konsul will der Gerechtigkeit freien Lauf lassen und beruft deshalb sein Geschlecht zusammen. Im Laufe der Untersuchung erfährt er nun, daß sein eigener Sohn Marcus der Mörder sei. Wie schrecklich! Der Mord ist nicht allein ein schweres Vergehen gegen das zwischen Patriziern und Plebejern beschworene Recht, sondern auch ganz unnütz gewesen, da der zweite Tribun für die Patrizier gewonnen ist. Keinen Augenblick zögert der Konsul der Ge-

rechtigkeit freien Lauf zu lassen. Er befiehlt dem Lictor, den Marcus zu enthaupten. Da dieser erklärt, es sei ihm ganz unmöglich das zu thun, will er es selbst ausführen. Aber das ganze Geschlecht fällt von ihm ab, stellt sich auf des Marcus Seite und verhindert so die grausige That. Ergrimmt über den Mangel an gesetzlichem Sinne, den sein Geschlecht geoffenbart hat, verflucht er dasselbe.

Als alle noch von dem schauerlichen Fluche ergriffen dastehen, erscheint der andere Konsul Verginius und fordert den Cäso auf, in den Senat zu kommen, wo man den Krieg gegen Veji beschlossen habe. Das Heer soll zusammengestellt werden; man ruft zunächst die junge Mannschaft aus dem Fabiergau auf, und zwar zuerst den Gaïus Fcilius. Doch Spurius Fcilius, der an Stelle des ermordeten Sicanius Tribun geworden ist, verbietet die Aushebung. Krieg könnt ihr führen, aber ein Heer stellen wir euch nicht, so meint er. In diesem Augenblicke erkennt Cäso, was er thun müsse. Er übernimmt mit seinem Geschlechte allein den Kampf gegen Veji. Zuerst führt er ihn glücklich, dann aber wendet sich das Geschick. Da endlich nach langem Feilschen giebt der Adel nach und erlaubt die Ehe zwischen Patriziern und Plebejern. Ein Heereszug eilt den Fabiern zu Hilfe, doch zu spät. Das ganze Geschlecht bis auf den jüngsten Sohn des Konsuls ist im Kampfe erlegen. Spurius Fcilius hat sein Ziel erreicht, das Eherecht ist verwilligt, aber er kann seinen Sieg nicht voll genießen, denn sein einziger Sohn ist auch im Kampfe gefallen.

II. Gang der Handlung.

Das Stück ist in fünf Akte geteilt. Weshalb das geschehen ist, soll im nächsten Abschnitt näher erörtert werden. Durch diese Auseinandersetzung wird dann auch erklärt, warum die fünf Akte nicht ganz gleich lang sind. Zu bemerken ist ferner, daß der Dichter die Akte nicht in Scenen geteilt und nur eine Ausnahme im 5. Akte gemacht hat. Zum besseren Verständnis der Dichtung aber zerlegen wir die Akte in Scenen.

Der erste Akt enthält 678 Verse, davon entfallen auf die erste Scene 110. 1. Akt. 1. Scene. V. 1-110

Vor uns liegt am Abhange des Palatinus ein stolzer Steinbau, das Haus der Fabier, welches trotzig herabschaut auf die holz- und strohgedeckten Wohnungen der römischen Bürger. Von da aus sieht man unmittelbar in den Rindermarkt, der mit dem Forum Romanum zusammenhängt. Nicht weit von dem Adelsheim steht der große Altar des Hercules, welchen Gott das mächtige Geschlecht als seinen Stammvater verehrt. Heute ist er besonders schön geschmückt mit Kränzen, Früchten und Garben, denn die Römer feiern das Erntefest, die Saturnalien, zum Andenken an die goldene Zeit, in der Ruhe und Friede herrschte und der Acker ohne Arbeit den Menschen reichliche Ernte bot. Heute tönt überall in Rom Jubel und herrscht die Freude; selbst für den armen, geknechteten Sklaven ist heute ein Festtag, an dem er seine Mühe und Not vergessen kann. Aber ein Mann, der Tribun Sicanius, teilt die Freude nicht; für ihn, so scheint es, giebt

es keine; nur ein Gefühl erfüllt sein Herz, das der Rache. Rache will er nehmen an den Patriziern und besonders an ihren Führern, den Fabiern, denn von ihnen ist er aufs tiefste gekränkt und in seinen heiligsten Gefühlen angegriffen. Deshalb ist er Tribun geworden und vertritt mit seinen eigenen Interessen zugleich die der Plebejer. Ja soweit hat ihn der Durst nach Rache getrieben, daß er mit dem Erbfeinde der Römer, mit den Vejentern, in Verbindung getreten ist. Er hat an diesem Festtage einen Häuptling der feindlichen Stadt, den Tarchna, in seinem Hause gastfreundlich empfangen, mit ihm verhandelt und geleitet ihn nun zu den Thoren der Stadt.

Nun stehen beide, ehe der Vejenter durch die Porta Carmentalis Rom verläßt, vor dem hochgegiebelten Hause der Fabier noch einmal still und schauen auf die festlich geschmückte, im Thale sich drängende Menschenmenge. Inmitten der jubelnden, lärmenden Masse sieht der Vejenter doch einzelne ernste Krieger mit stolzem Angesicht und dunklem Auge, offenbar Senatoren, wie dies das Gewand anzeigt, welches von breiten Purpurstreifen umsäumt ist. Er zeigt sie dem Tribunen und ruft eine haßerfüllte Antwort hervor. Ja, sagt er, wir haben Überfluß an großen Herrn. Einst wohnten sie unter dem Dach von Stroh und schnitten sich selbst die Rinderhaut zu Sohlen zu, jetzt aber stellen sie sich den Göttern gleich, fordern von den Plebejern Gut und Blut, verweigern ihnen die Ehe, haben ein eigenes Gericht und lassen sie nicht an den Ämtern teilnehmen; nur eins können sie ihnen nicht rauben und das ist die Luft. Als der Vejenter darauf erwidert, daß doch auch Sicarius, wie man erzähle, von ihnen abstamme, geht dieser auf die Frage nicht ein, sondern nennt ihm mehrere der großen Herrn. Zunächst zeigt er ihm einen Valer, dessen Haus von altersher dem Volke befreundet ist, dann einen Cincinnatus, dessen Haupt nach der Sitte seines Geschlechts von Locken umwallt ist. Etwas weiter entfernt sieht der Vejenter einen jungen Helden, an eine Säule gelehnt, inmitten seiner Gefährten stehen. Sie alle tragen das silberne Wolfsbild, und daran erkennt er

sie als die Wölfe Roms, als die Fabier. Ja, erklärt ihm Sicanius, das sind sie, die Fabier. Weil sie zuerst in grauer Vorzeit Bohnen in das Land gestreut haben, heißen sie Fabier und weil sie um die Zicklein tapfer mit den Wölfen gerungen haben, trägt noch jeder von ihnen das Wolfshaupt auf der Brust. Jetzt freilich sind wir Plebejer die Lämmer ihrer Weide. Doch nun, meint Sicarius, ist es Zeit, daß wir scheiden. Erinnere dich an das, was wir abgemacht haben. Die Patrizier haben euch gekränkt und wider Recht geschädigt, deshalb mögt ihr sie befehden, aber merke folgendes: wenn ihr im geringsten nur das Eigentum der Plebejer verletzt, dann rufe ich die Römer zum Kampfe auf. Mit den Worten: auf Wiedersehen in deinem Rom scheidet der Vejenter. Bei diesen Abschiedsworten überschleicht eine trübe Ahnung den Sicanius. Freilich, so meint er, ehre ihn jetzt das Volk, aber unbeständig, wie die Woge des Meeres, sei der Sinn der Menge. Und wenn er auch den wildbewegten Schwall der Volksmasse gegen die Macht der Patrizier anstürmen mache, so sei es doch leicht möglich, daß die zurückwallende Flut über ihn stürze und ihn verschlinge.

Zu rechter Zeit ist der Vejenter entwichen, denn schon hört man lärmend und tosend die Fabier nahen. 2. Scene. V. 110 bis 164.

So ganz unbegründet ist der Zweifel doch nicht, den der Tribun in bezug auf die Volksgunst hegt, denn die Fabier sind begleitet von einer Volksmenge, die ihnen zujubelt. Ein schöner Knabe ruft dem Marcus Fabius einen Segenswunsch zu und veranlaßt ihn dadurch, die Schönheit der Mutter zu preisen und sich des Vaters als eines braven Schlachtgefährten zu erinnern. Freilich meint der Tribun, Marcus hätte nur damit die Bürger verhöhnt, ohne daß sie es merkten. Als Marcus die Menge mit Dank verabschiedet hat, weil die Fabier an ihrem Altare allein das Fest feiern wollen, da erblickt er den Sicanius, der sich ein wenig zurückgezogen hatte. Sofort entspinnt sich ein bitterer Wortwechsel zwischen den Fabiern und dem Tribunen, den sie der Krähen und Dohlen großen Herrn nennen, die auf dem Markte in dichtem Schwarme ziehen. Den Streit beendet Marcus da-

durch, daß er sein Geschlecht darauf aufmerksam macht, der Tribun sei geweiht und unverletzlich. Dann befiehlt er dem Sicanius, er solle sich entfernen. Dieser folgt der Weisung, doch nicht ohne vorher die jungen Fabier als eine zuchtlose Jugend zu schmähen, die arm an Witz sei; er weissagt ihnen schmählichen Untergang.

3. Scene. V. 164 bis 329.

Mit diesem Fluche auf den Lippen weicht er und läßt die Fabier allein, die sich nun ihrer Festfreude hingeben.

Die Sklaven bringen die Becher voll süßen Weines, daraus die Herrn dem Stundengotte ihre Spende bringen wollen; dann lagern sie sich auf den Stufen des Altars und beginnen das Würfelspiel.

Wenn wir dem Festverlaufe folgen, dann müssen wir zugeben, daß der Vorwurf des Tribunen nicht ganz ungerechtfertigt ist. Da sehen wir, wie der eine Fabier eine Kette von Tyrrhenererz, der andere einen schlanken, zwölfjährigen Knaben aufs Spiel setzt, den er sich von einem Schiff der Cumäer geraubt hat. Als Gaïus Fabius die Kette gewonnen hat, wünscht ihm sein Vetter Lucius, er möge sich daran am Halse seiner Fulvia aufhängen. Das war ein freigelassenes blondes Riesenweib, die ihn weit an Größe überrage, aber er sei ja immer hochgesinnt gewesen. Dafür wirft ihm Gaïus vor, daß er ein schwarzes Hexchen still für sich hege, die ihn bezaubert habe; er habe ihn neulich überrascht, wie er dagesessen, veilchenumkränzt mit einem fremden Saitenspiel in der Hand und gesungen habe. Dazu habe das Mädchen gelacht. Ja, entschuldigt sich Lucius, hört sie nur erst selbst, das Jonische Mädchen, die vom fernen Strande zu uns geführt ist. Sie tanzt im Kreise, wie ein Vöglein, wie ein Schmetterling, der um Blumen schwebt, und wenn sie in ihren fremden Tönen singt, dann muß man, wie sie will, fröhlich oder traurig werden. Ja, meint Marcus, davon hab ich auch gehört, daß bei anderen Völkern die Kunst des Gesanges blüht und schmeichelnd die Seele zu umstricken vermag. Doch glaube ich nicht, daß mein lieber Vetter Lucius so schmachtend singen kann. Denn wo ein Römer einhertritt, da erklingt die Sangesweise wie Metall,

wie Schildesklang und Speeresflug, und mag er noch so sanft den Sang versuchen, immer tönt er wie Drohung und wie zorniger Schlachtenruf.

Darauf weist Lucius, das Gespräch abbrechend, darauf hin, daß sich ein lautes Gejohle hören lasse, was ihnen wohl besser zusagen möchte. Es rührt von Landleuten her, die sich den Fabiern nahen. Man will sie erst zurückweisen, aber es ergiebt sich, daß sie Gaugenossen und den Fabiern wohlgesinnt seit alters sind. So lassen sie die Landleute zu, an deren Spitze der alte Spurius Icilius steht. Das rauhe Erntevolk bringt einen niedrigen, mit Früchten und Garben beladenen Wagen herbei.

Die Fabier begrüßen den alten Icilius, der seine Gaben dem großen Gott als Opfer weihen will. Unter den Früchten erregt besonders eine die Aufmerksamkeit der Herrn, da sie groß und ungestaltet und ihnen völlig unbekannt ist. Auf die Frage, was denn das für eine Pflanze wäre, antwortet der Bauer, das seien Kürbisse, ein Gewächs für Mensch und Rind nützlich. Den Samen habe ein Händler vom Nil gebracht. Als ein Fabier dann bemerkt, das seien Neuerungen, die für die Fluren unheimlich wären, da weiß ihn der Bauer zu beruhigen. Er habe, als er den Samen eingestreut, zu der Gottheit um Segen gefleht, ebenso, als die Frucht unheimlich angeschwollen sei. Nun sind die Herren befriedigt. Beim Abschiede fragt Marcus, ob es keine Neuigkeiten gäbe. Ja wohl, antwortet Icilius, es ist ein Schiff aus Agrigent in den Strom gefahren, und der Schiffsherr hat gemeldet, dort habe ein böser Dunst das Getreide verdorben, und deshalb werde es teuer werden. Ferner habe er erzählt, daß die Griechen gegen eine große Überzahl der Perser eine Seeschlacht gewonnen hätten. Ein Mann, der mit dem Schiffe gekommen, sei ans Land gesprungen und habe mit lebhafter Gebärde alles erklärt, auch habe er den Perserkönig selbst gesehen. Für die Meldung habe er sich ein Frühstück ausgebeten. Marcus preist die Griechen, er preist die Seeschlacht als einen würdigen Kampf und beklagt, daß sie hier in träger Ruhe sitzen müßten.

Da ertönt der Tuba Ruf, mit dem die Konsuln zum Kapitol rufen. Icilius fordert die Fabier auf, zum Senat zu eilen, denn der Vejenter sei in ihren Gau eingebrochen. Unglaublich erscheint die Meldung, da man ja erst im Frühjahr Frieden geschlossen habe, und wenn sie wahr sei, dann müsse man für die Kinder des Konsuls fürchten. Darüber beruhigt sie der Bauer, sein Sohn habe Botschaft gesendet und nahe mit den Geretteten der Stadt. Übrigens habe der Überfall nur den Patriziern gegolten, dem Landmann sei kein Schaden zugefügt worden. Die Fabier können sich das nicht erklären; doch da die Kinder gerettet sind, freuen sie sich auf den Kampf und eilen zum Senate.

Dem alten Bauern gefallen die mutigen Herrn, er kann das Eifern der Tribunen gegen sie nicht billigen, denn was wäre Rom ohne sie, es wäre nichts als ein Dorf. Die Macht der Herrn könne nur die Zeit brechen, noch sitzen sie fest auf ihren schön geschnitzten elfenbeinernen Stühlen. Ihre Jugend ergötzt sich an reichen Waffen, an Ruhm und Kriegsthaten, um ihre Herden kümmern sie sich nicht. Das überlassen sie ihren schlauen Vögten. Derweile arbeiten sie, die Bauern, hart auf ihrem Acker und stählen ihre Kräfte. Jetzt noch brauchen die Herrn sie als Diener, aber in Zukunft würden sie ihnen gleich, ja vielleicht ihre Herren werden. *)

*) Es könnte dem Dichter der Vorwurf gemacht werden, daß er hier gegen die Zeitfolge verstoße. Man möchte sagen, es sei doch unmöglich, daß der Einfall schon erfolgt und zurückgeschlagen und Botschaft davon an Fabius gelangt sei. Eben habe ja erst der Vejenter Rom verlassen. Aber man darf mit einem Dichter nicht so rechnen; man bedenke, daß auch im Wilhelm Tell weder die Zeitfolge noch das Geographische genau stimmt. Auch ist der Vorwurf keineswegs gerechtfertigt. Freilich hat der Vejenter eben erst die Heimkehr angetreten, aber die Verhandlungen hatten ja schon längere Zeit gedauert, und es war mit dem Tribunen alles vor der Abschiedsscene abgemacht. Das ersieht man aus den Reden in dem ersten Auftritt. Veji liegt nahe bei Rom. Da dort alles gerüstet war, bedurfte es nur eines schnellen Boten, nachdem Sicanius und Tarchna einig geworden, um den Plünderungszug zu beginnen. — So löst sich die scheinbare Schwierigkeit.

Gleich nach dem Fortgange der Fabier und des Spurius Fabius kommt Gaïus Fcilius, der die Kinder des Konsuls Cäso Fabius, die Fabia und den Quintus Fabius, gerettet und sicher nach Rom geleitet hat. Die Fabia kehrt ungern nach Rom zurück, da sie nun des Landlebens und des Umganges mit ihrem Nachbarn Gaïus entbehren muß. Die Mutter hatte sie früh verloren. Wenn die Männer zum Kriege auszogen, dann sitzt sie einsam im mütterlichen Steinbau und härmt sich um das Schicksal der Verwandten. Wenn aber Friede geschlossen, so zieht sie hinaus mit ihren Frauen ins Gefild. Wie schön ist es dort! Da trifft sie den treuen Nachbarssohn, den alle lieb haben; der thut ihr tausend kleine Gefälligkeiten, sein sicherer Pfeil trifft den räuberischen Habicht, der ihr lustig Federvolk stetig beunruhigt, er pflanzt mit ihr das Bäumchen, das nun schon Früchte trägt. Wenn sie etwas zu klagen hatte, so tröstet er sie und wenn sie Unrecht thut, da schilt er das Kind. Und heute hatte sie ihm noch mehr zu danken, nämlich Leben und Freiheit. Schon hatte ein Vejenter das nichts, ahnende spielende Mädchen ergriffen, um sie fortzuführen, da erscheint Gaïus zu rechter Zeit, es klingt die Waffe, und tot sinkt der Feind zu Boden. Oft hatte sie von dem wilden Kampfe der Männer gehört, heute hatte sie ihn gesehen und ist darob von Bewunderung erfüllt. Sie will die Hand ergreifen, die sie gerettet, und mit ihren Thränen netzen. Doch Gaïus duldet es nicht. Das zieme sich nicht, denn in der Hügelstadt neige sich die Patriziertochter nicht dem Sohne des Landmanns; sie sei vom Geschick so hoch erhoben, daß sie

4. Scene. V. 329 bis 431.

Ebenso könnte man fragen, weshalb erzählt Fcilius nicht sofort den Fabiern von dem Einfall der Vejenter? Das ist Bauernklugheit; er will nicht sogleich die böseste Meldung vorbringen, und seine Vorsicht bewährt sich. — Man wolle ferner den schönen Gegensatz zwischen Sicanius und Fcilius bemerken: 1) die böse Ahnung des Sicanius über seine Zukunft und die freudige Zuversicht, die Fcilius für die Entwickelung seines Standes hegt, 2) den Fluch, den Sicanius gegen die Fabier schleudert und die Anerkennung, die Fcilius ausspricht.

stolz auf die bunte Menge herabsehe, die zu ihren Füßen woge. Bald wirst du leben, sagt er, wie alle deine Standesgenossen, und wirst dann mit Lächeln zurückdenken an die Blüten, den Wiesenquell und an den Mann vom Felde. Wie tief ihn auch das Lob der Jungfrau ergriffen hat, die er innig liebt, er beherrscht sich. Und als sie ihm gesteht, daß vor dem Leben, welches er ihr geschildert, ihr graue, weist er sie darauf hin, daß der Gott der Pflichten, dessen Arm erzgepanzert sei, wenig darnach frage, ob wir lachend oder leidvoll auf dem Pfade ziehen, den er uns angewiesen hat.

5. Scene. V. 431 bis zu Ende.

Auf der Höhe erscheint Sisenna, der Liktor des Konsuls, und kündigt das Nahen seines Herrn, des Cäso Fabius, an, der von mehreren Geschlechtsgenossen begleitet ist. Dieser spricht seine Freude darüber aus, daß er seine Kinder wieder habe, und fordert von Gaïus Bericht. Und der meldet Folgendes: Ich stand im Morgengrauen auf der Bergeshöhe, welche die Grenzscheide bildet zwischen unserem und dem Gebiete der Vejenter. Da sehe ich vom Waldgebirge der Cremera her drei Haufen bewaffneten Volkes sich leise durch Nebel und Dämmerung gegen unsere Grenzen hin schleichen, wie sich die Otter im Wasser windet, ich sehe, wie sie zu den nächsten Höfen eilen. Da springe ich hinunter in den Weidegrund, wo die Hirten die Rosse hüten; wir schwingen uns auf die Pferde und stürmen in das Land, überall zu den Waffen rufend. Ich sprenge zu deinem Hofe, Konsul, und rüste mit dem Meier und deinen Knechten alles zu, um eilig zu der Burg des Gaues, dem festen Mauerring zu flüchten, der auf steilem Fels erbaut ist. Dahin kommen die Gaugenossen mit Weib und Kind, mit den Haustieren und aller Habe, die sie hatten zusammenraffen können. Die letzten waren wir, deine Tochter, dein Sohn und ich. Denn ich hatte sie erst suchen müssen, die ahnungslos am Quell Kränze wanden zum Erntefest. Schon ist die Gefahr nahe. Als nun der Konsul fragt, wie die Kinder gerettet worden wären, da erzählen Quintus und Fabia den Hergang. — Als alle im Mauerring waren, so berichtet Icilius weiter, stürmen die Feinde heran, und es beginnt der Speerkampf.

An meiner Seite steht Quintus Fabius und hat sich tüchtig benommen. Mancher Speer fliegt dicht an seinem Ohre vorbei, zwar erglüht die Wange, doch er zuckt nicht. Kurze Zeit währt der Kampf, der Feind umstellt nur so lange den Mauerring, bis er die leeren Höfe geplündert hatte. Die Garben, die er nicht mitschleppen konnte, läßt er in Flammen aufgehen, das Vieh aber treibt er fort. Doch war es seltsam, daß er nicht alle Höfe ausräumte; er umgab die Häuser der Plebejer mit Sicherheitswachen, und nur denen der Patrizier galt sein Besuch. Gegen Mittag wichen die Diebe von dannen. Noch eine Weile hielt ich die Männer beisammen, bis die ausgesendeten Späher den Abzug der Feinde verkündet hatten. Dann habe ich die Botschaft geschickt und bin selbst zur Stadt geeilt.

Der Konsul dankt dem wackeren Landmann und bietet ihm, der verwundet ist, sein gastlich Haus zum Aufenthaltsort an, zumal er ihn noch um manches befragen wolle. Er schilt auf Veji, das den Römern schon so viel geschadet und nun wieder treulos den Frieden gebrochen habe. Da machen ihn die Geschlechtsgenossen darauf aufmerksam, daß nur die Güter der Patrizier verwüstet seien. Offenbar sei es die Absicht der Vejenter, Patrizier und Plebejer zu entzweien, und zwar sei der Plan dazu in Rom ersonnen. Das bestreitet der Konsul, denn die Vejenter verstünden auch ohne fremde Hilfe hinterlistige Pläne anzuspinnen. Die Fabier leugnen das zwar nicht, meinen aber doch, daß die Vejenter in Rom treue Genossen hätten. Als der Konsul dafür Beweise fordert, bitten sie ihn, er möge noch den weiteren Bericht des Icilius anhören. Dieser erzählt Folgendes. Als er schon der Stadt nahe gekommen, da sei ein Vejenter bei ihnen wie eine schnelle Schwalbe vorbeigeschossen. Er habe ihnen gellend den Schlachtruf seiner Stadt zugerufen. Icilius wollte den Hohn rächen und warf seinen Speer nach dem Reiter, verfehlte ihn aber. Ja, meinte einer der Fabier, das stimmt mit dem, was ich bemerkt habe. Ich habe einen Vejikrieger in der Stadt gesehen und beobachtet, daß ihn Sicanius zum Thore geleitete. Noch mag der Konsul nicht

an die Schuld des Tribunen glauben, denn gerade, weil er den Patriziern und den Fabiern besonders feindlich sei, müßten sie um so vorsichtiger in ihrem Urteil sein. Sehr eifrig tritt des Konsuls Sohn Marcus für die Ansicht der Geschlechtsgenossen ein und nennt den Tribunen den bösen Geist, der straflos durch die Straßen Roms wandere. — Daß der Mann unselig sei und den Brand in allen Seelen entflamme, das giebt der Konsul um so mehr zu, da er sehen müsse, wie auch der Seinen Sinn zu heißer Leidenschaft entflammt sei. So aber müsse sich ein vornehmer Mann nicht gebärden, denn laut eifere nur der gemeine Mann; der Edle jedoch schweigt und sinnt still, stolz das Haupt erhebend, wie er den Brand zu seinen Füßen lösche. Er bewahrt Gesetz und Sitte, und so erringt er zuletzt den Sieg. Wenn jener Mann gegen Rom gefrevelt habe, so würde er schon bestraft werden. Sein Geschlecht müsse er tadeln, daß es Gefahr fürchte, denn so wenig fest gefügt sei es doch nicht.

Der Konsul merkt, daß viele seiner Geschlechtsgenossen nicht seine Ansicht teilen. Ein Gegensatz, der noch nicht recht laut wird, ist zu spüren, und deshalb setzt das Geschlechtshaupt den jüngeren Mitgliedern auseinander, worin nach seiner Meinung die Kraft des Geschlechts bestehe. Was die Fabier furchtbar und hochgesinnt mache, das sei nicht die Menge der Pflugstiere und der Lämmer, die ihnen gehören, noch Rebengärten, Äcker und die Zahl der Ruderschiffe. Das alles kann bald verloren gehen. Auch die Hunderte von Blutgenossen, die mit ihnen zum Kampfe auszögen, seien nicht ihre festeste Stütze, denn Männerblut verrinne in Erde und Meer. Ein Besitztum nur vermöchte ihnen kein Feind zu rauben. Sie hätten sich immer hoch gehalten, doch höher noch die teure Vaterstadt. Sie hätten wohl das gepflegt, was ihnen genützt, aber stets Gut und Blut willig für Rom geopfert. Den schwersten Teil des Kampfes hätten sie immer für sich gefordert und am Tage des Sieges nur geringen Preis. Dieser Sinn, das sei der Schatz der Väter, gewesen der sie zu Fürsten Roms gemacht. Wohl findet seine Rede bei einigen Anklang, doch andere stimmen ihm nicht zu,

sie schweigen und beschließen, dem Tribunen heimlich Verderben zu sinnen.

Der Konsul ruft zur Bekräftigung seiner Rede den Schutzgott seines Geschlechtes, den Hercules an, der zuerst das wilde Volk der Hirten gelehrt habe, seßhaft und der Obrigkeit gehorsam zu werden. Er fleht ihn um Segen für die Fabier an, die sich seiner Bitte anschließen. Fern steht Icilius, da er keinen Teil an dem Geschlechtsgott hat; er weiß recht wohl, daß die Fabier seinen Wunsch, die Fabia zu besitzen, als Frevel ansehen werden, doch hofft er, daß ein gütiger Gott sein stilles Gebet erhören werde. *)

*) Jede der 4 Scenen schließt mit einem Ausspruche, der die Weiterentwickelung ahnen läßt. Die 1. mit dem des Sicanius, ebenso die 2., die 3. mit dem des Spurius Icilius, die 4. und 5. mit dem des Gaïus Icilius.

2. Akt.

1. Scene. V. 1-259.

Der 2. Akt hat 620 Verse und wird von uns in fünf Scenen eingeteilt. Er spielt vor der Kuria Hostilia, die auf dem Forum Romanum liegt, und von dem Hause des Tribunen Sicanius, welches sich nicht weit von der Curia befindet.

Während der eben erzählten Vorgänge hat sich der Senat in der Curia Hostilia versammelt, um über den Einfall der Vejenter zu beraten. Dorthin hat sich der Konsul begeben und den Gaïus Icilius mit sich geführt, damit er als Augenzeuge Bericht erstatte und den Dank der versammelten Väter entgegennähme. Mit großer Spannung erwarten die Fabier, die nicht zum Senat gehören, vor der Kurie den Ausfall der Verhandlungen. Um sich die Zeit zu kürzen, wollen einige wetten, daß Krieg beschlossen werde, während andere meinen, auf Krieg und Hochzeit wette nie der Weise. Wenn auch der Senat Krieg führen wolle, so werde doch das Volk nur so stimmen, wie es ihm das Scheusal, der Sicanius, in die Ohren blase. Von Zeit zu Zeit kommt eine Botschaft aus der Kuria. Zuerst ist sie günstig, und die Fabier jubeln schon. Einer von ihnen bringt dann die Nachricht, daß das Haupt der Vejenter, der braune Tarchna, als Gastfreund des Sicanius in Rom gewesen sei, ihr Haus umschlichen und ihren Altar berührt habe. Das erregt sie so, daß sie zum Senat eilen und den Tribunen verklagen wollen. Aber einer unter ihnen erinnert sie daran, daß sie wenig ausrichten würden, denn einmal sei der

Tribun als solcher gefeit und dann seien die Senatoren schwachköpfige Greise, die ihn fürchteten. Nun wollen einige Hitzköpfe, daß man das Haus des Tribunen stürme, jedoch mahnt sie Marcus, sie sollten jetzt sich noch ruhig verhalten, wenn Sicanius aber den Krieg mit Veji verhindere, dann, ja dann sei sein verruchtes Leben verfallen. — Eine schwüle Luft bedrückt die Gemüter aller, man ahnt, daß ein Verhängnis nahe. Da kommt die Botschaft aus dem Senate, man habe den Krieg beschlossen; die Fabier jubeln und verhöhnen das armselige Krämervolk, das trauernd dasteht. Aber nicht lange währt der Jubel. Der Senat hat die Tribunen zu sich geladen, damit sie ihm freundlich helfen sollen.

Das war seltsam und unerhört. —

Auf die Ladung des Senats kommen die beiden Tribunen über den Markt. Der Jubel der Menge empfängt sie, die Fabier aber schleudern ihnen Verwünschungen zu. Es wäre eine Schlägerei entstanden, wenn nicht verständige Leute, wie Spurius Icilius, zur Ruhe gemahnt hätten. Während nun die Tribunen im Senate ihre Meinung sagen, führt Spurius mit einem ihm befreundeten Fabier ein halb ernsthaftes, halb spaßiges Zwiegespräch. Es endet, als Marcus aus dem Senat stürmt und verkündet, daß Sicanius den Krieg und zwar mit höhnenden Worten verweigert habe. Er habe den Stamm der Fabier verklagt, ihm Beutelust und Herrschsucht vorgeworfen und mit der Wucht der Plebejerfäuste gedroht. Marcus erinnert die Seinen, daß sie Rom groß gemacht hätten und nun von zusammengelaufenem Volke ihrer Ehren beraubt würden. Jetzt ist er entschlossen, gegen die Tribunen vorzugehen. —

Die erregten Gespräche verstummen, als der Senat die Curie verläßt. Sowie die Tribunen erscheinen, rufen ihnen die Plebejer Heil zu, die Fabier aber drängen auf sie ein. Sie werden jedoch durch das Erscheinen des Konsuls von Gewaltthätigkeiten zurückgehalten. —

Ein Zwiegespräch entspinnt sich zwischen den Fabiern und dem Tribunen. Der Konsul ermahnt ihn, sich zu be-

herrschen und nur das Beste Roms zu bedenken. Da bricht der Groll des Tribunen schrankenlos hervor; wie könne man ihm von Ruhe und Gleichmaß reden, den man das Leben zerrissen habe. Man habe ihn, dem adlig freien Mann, aus seinem Stamme, vom Hausaltar und aus dem Senate gewiesen, weil seine Mutter eine Plebejerin gewesen. Der Konsul muß zugeben, daß ein strenges Gericht über ihn gefällt sei, aber er solle das vergessen und nun das Beste der Stadt bedenken. Er solle sich der Ahnen erinnern, die die Hügelstadt gegründet auf Zucht der Männer und bescheidenen Mut; sie hätten die Willkür gehaßt, welche sich über Brauch und Sitte erhebt. Deshalb hätte Remus sterben müssen, weil er höhnend die Mauer übersprungen, die sich das Volk als etwas Heiliges gesetzt hätte. Der Einzelne dürfe mit seiner Lust nicht hervortreten, denn es müsse nur eins gelten, nämlich die Liebe zum Vaterlande. Und die solchen Sinn hüten und bewahren, das seien sie, die Patrizier, die er, der Tribun, so hart verklage. O ja, höhnt der Tribun darauf, ihr Völkerhirten hütet klug zu eurem Vorteil die Herde in eng umzäuntem Raume. In seinem Zorne hat er dem Konsul Unrecht gethan, denn ihn trifft dieser Vorwurf mit nichten. Mit voller Ruhe weist Caeso Fabius die Schmähung ab, und er kann und darf es mit Recht. Um den unnützen Wortstreit zu beenden, verläßt der Konsul den Platz, indem er dem Tribunen zuruft, er spräche ruchlos und denke Ärgeres, aber er sei ihm unverletzlich, doch nicht den Göttern.

Diese würdige Ruhe erbittert den Tribunen nur noch mehr. Wütend verwünscht er die ganze Sippe von Tyrannen, nicht der Vejenter sei der ärgste Feind Roms, das seien die Patrizier. Sie brüllen nach Krieg, und sie sollen ihn haben; er schwenke die Peitsche des Volkes, und sie sollten sie heulend fühlen. Aus ihren Würden wolle er sie herauswerfen, daß sie wieder würden, was sie gewesen, Räubervolk und armselige Lungerer. Und vor allen werde er die Fabier zu treffen wissen.

Natürlich wollen diese ihn beseitigen, und wieder entsteht Lärm und Tumult, den des Lictors Befehl beendet. — Aber der Tod des Sicanius ist beschlossen und um die Ausführung zu beraten, wollen die jüngeren Fabier die Abteilung des Geschlechts berufen, zu der sie gehören.*)

Wie im ersten Akte auf den Streit der Fabier mit dem Sicanius eine gewissermaßen häusliche Scene, nämlich die Festfeier jenes Geschlechtes, folgt, so auch in diesem Akte. Gaïus Icilius bittet seinen Vater um freundliches Gehör, denn der Friede seiner Seele sei arg verstört. 2. Scene. V. 259 bis 435.

Als der Vater auf seine Frage nach dem Friedensstörer vernimmt, daß ein Weib es sei, da ist er getröstet. Er fragt, ob ein Bürgerkind es dem Sohne angethan. Wie er nun hört, daß sein Sohn die Fabia liebe, da verspottet er ihn erst, denn er kann nicht glauben, daß sein Sohn das im Ernst meine. Man kenne das, die beiden hätten als Kinder mit einander gespielt. Auch er sei einst ein schlanker Krieger, wie der Sohn und in Liebespein um ein Mädchen gewesen; aber sein Vater habe ihm nach der rauhen Sitte der alten Zeit mit dem Rebstocke die Liebe ausgetrieben und ihn gezwungen, nach seinem Wunsch zu heiraten. Er habe ihm ein braves Weib gegeben, eine tapfere Spinnerin, die nur ein schweres Unrecht ihm angethan; nämlich das, daß sie gestorben sei und ihm nur einen Erben hinterlassen habe.

Der Sohn knüpft an diese Erinnerung an. Er weiß, wie sehr der Vater in einsamen Stunden um die Dahingeschiedene getrauert, so wenig es der feste Mann auch vor den Leuten merken ließ. Und wie der Vater, so sei es ihm ums Herz; er könne nun einmal von der Fabia nicht lassen. Da versteht der alte Icilius, daß es dem Sohn bitterer Ernst sei. Er macht ihn nun darauf aufmerksam, daß der Tuskerkönig vergebens um die Fabia gefreit habe, und daß

*) Diese erste Scene entspricht den beiden ersten Scenen des ersten Aktes; nur ist sie viel leidenschaftlicher. Man vergleiche: Besprechung des Sicanius mit Tarchna — Beratung im Senate; Streit des Sicanius mit den Fabiern in beiden Akten.

der Geschlechter Gebrauch ein Ehebündnis mit den Plebejern nicht zulasse. Wenn denn, so meint der Sohn, die Erfüllung seines Wunsches unmöglich scheine, so wolle er aufs Meer, in die Fremde hinaus und dort sich Ruhm und Ehre erwerben. Vielleicht würde ihm dann sein Sehnen erfüllt. Das will der Vater nicht, denn nur der Erblose suche auf dem Meere sein Erbteil, jedoch nicht der Sohn des reichen Spurius. Endlich verspricht er dem Sohn seine Unterstützung, doch ahnt ihm, daß sie beide ihr Leben dabei wagen. *)

3. Scene. V. 435 bis 486.

Es ist während dieses Zwiegespräches Abend geworden. Man hört von ferne Stimmen und sieht Fackellicht erglänzen. Als der Zug näher kommt, erkennt Gaïus, daß die Fabia, von Dienerinnen und Sklaven geleitet, nach Hause eile. Der Vater befiehlt ihm, den Zug nicht anzuhalten und die Jungfrau nicht anzureden, denn das zieme sich nicht. Sie aber heißt das Gefolge stille stehen und ruft den Gaïus Icilius. Die Abendluft wehe kühl und schade der Wunde, die er um ihretwillen davongetragen; es steige der bläuliche Nebel aus den feuchten Gründen, der das Fieber bringt und möchte auch ihn überfallen. Er entschuldigt sich, er habe noch draußen verweilen müssen, da sein Vater mit ihm verhandele. Darauf wendet sich Fabia zum Spurius und bittet ihn, den sie mit den Worten Vater anredet, er möge verzeihen, daß sie ihm den Sohn noch wie ein Vöglein gefangen halten. Er sei schon ungeduldig und wolle nicht krank sein. Sie müßten ihn bald zurücksenden, und dann bliebe ihnen nur im Herzen die Erinnerung und der stille Dank. Da wehrt der Alte und meint, was sein Sohn gethan, das hätte für sie wohl jeder Römer auch gewagt. Aber er ist doch stolz auf sein Kind und nennt den Knaben brav und treu gesinnt, aus festem Kernholz geschnitzt, und wohl beraten sei der, der ihm

*) Diese Scene entspricht der dritten Scene des ersten Aktes und steht doch zu ihr in einem schönen Gegensatz. Dort die zuchtlose, wilde Patrizier-Jugend, hier zwei ernste, sittlich strenge Männer; man ahnt, daß Spurius Icilius mit prophetischem Blicke richtig vorausgesehen, wie sie, die Plebejer, einst die Herren Roms sein werden.

vertraue. Mit den Worten: das glaube ich gerne, verabschiedet sich Fabia von dem alten Manne, den sie nochmals lieber Vater nennt. Das freundliche Gebaren der Jungfrau hat den Greis ganz gewonnen, es sei, so meint er, ein zartes, feines, säuberliches Weib, darum wolle er dem Sohne helfen, so weit er könne. Deshalb wolle er jetzt zum Hause des Licinius, wo die Ältesten der Landgemeinde, festes Bauernvolk, angesessene Leute, zur Beratung versammelt seien. Vielen gefalle nicht die ungezügelte Wut des Sicanius, weshalb er hoffe, daß er die Genossen bewegen werde, den Krieg mit Veji zu verwilligen. Vielleicht könne er auch noch den Tribunen umstimmen. Das sei der Anfang der Hilfe, die er dem Sohn versprochen, denn so würden sie sich dem Konsul wert machen. Heute noch könne sich Gaius in das Haus der Fabier begeben, aber morgen müsse er hinaus aufs Land, denn ob sich Patrizier und Plebejer raufen, ob seine Seele sich noch so sehr hierher sehne, die Rinderherde und das Saatgefilde gingen Allem vor. So trennen sich die beiden.

Man hat so oft rühmend hervorgehoben, daß im Kampfe der Plebejer und Patrizier jene Schritt für Schritt meist immer gesetzlich mit großer Zähigkeit ihre Stellung zu verbessern gesucht haben. So geht auch Spurius Icilius vor. Als kluger Bauer weiß er beides zu vereinen, das öffentliche Wohl und seinen besonderen Vorteil. Er kämpft für den Staat und für sich. Wo das geschieht, da hat ein Streit Aussicht auf günstigen Erfolg, denn wenn jemand gegen seine Neigung für ein Ziel eintreten muß, wenn nur sein Verstand mitspricht und nicht zugleich sein Gefühl, dann ermattet er leicht. Während nun die feste, ehrbare Bauernschaft das Wohl der Stadt im Rate bespricht und gute Beschlüsse faßt, da vollführt die zuchtlose Jugend der Fabier eine frevelhafte That. Diese vierte Scene ist die Antwort auf die erste. Es ist nicht zu leugnen, daß Sicanius die Fabier aufs furchtbarste beschimpft und erbittert hat, aber er ist doch unverletzlich und diese Unverletzlichkeit der Tribunen durch feierliche Schwüre besiegelt und festgesetzt. Das alles beachten die jüngeren Fabier nicht. Sie haben in ihrer

4. Scene. V. 496. bis 573.

Abteilung beschlossen, den Tribun in dieser Nacht zu ermorden. Das Haus eines Tribunen durfte nie verschlossen werden, damit zu jeder Zeit ein Bedrängter dort Hilfe finden könnte. So schleicht denn die Schar der Wölfe, wie sich die Fabier selbst nennen, still heran und umstellen das Haus des Sicanius. Er hätte ihr Gebell geschmäht, nun sollte er heute fühlen, daß sie lautlos beißen könnten. Der edelste und vornehmste dieser jüngeren Fabier, des Konsuls Caesos Sohn, Marcus, hat doch ein Gefühl, daß der Weg, den sie gehen, schwerlich der rechte sei, es deucht ihn, daß der Pfad sie abwärts, in den Schlund der Erde führe; die Sterne hätten sich verborgen, als freuten sie sich nicht der späten Menschenjagd. Der frechste unter den jungen Fabiern, namens Numerius, sucht ihm die trüben Ahnungen zu verscheuchen, aber ganz gelingt es ihm nicht. Marcus wünscht, daß ihm der Tribun bei hellem Sonnenschein gerüstet zum Kampfe gegenübertrete. Da mahnt ihn Numerius, daß das Murren ganz vergebens sei; die That sei im Rate der Jungen beschlossen und beschworen worden. Damit hat er für Marcus das erlösende Wort gesprochen, jetzt müsse er handeln.

Und so geschieht es. Des Tribunen Thür stand, wie es Sitte war, stets bei Tag und Nacht offen; am Thore schlief ein alter, treuer Sklave, im Atrium Sicanius selbst, sonst befand sich im ganzen Hause niemand, denn der Tribun lebte den Armen zu Gefallen selbst wie ein Armer. Da der eine der Fabier, namens Lucius, das Haus des Tribunen genau kannte, so sollte er des Pförtners Mund verschließen und die Thür frei halten. Während dies ausgerichtet wird, beraten die Fabier, wer den Sprung in des Tribunen Hürde wagen solle. Nur einer, meint Marcus, soll es thun, nur einer solle die Rache der Götter dafür auf sein Haupt laden, daß er den verruchten Leib, der doch als unverletzlich fromm geweiht sei, in süßem Schlummer, im Frieden des Hauses töte. Er hebt die Hand zum Schwur auf, daß er es vollbringen wolle. Wie er, so geloben es alle. Aber sie wollen nicht, daß Marcus das greuliche Werk verrichte. Da er zum Konsul für das nächste Jahr gewählt sei und dann

das Geschick der Stadt leiten solle, so müsse seine Hand rein bleiben und kein Fluch der Götter auf ihr haften. So bestimmt Marcus denn, daß der damit beauftragt werde, dessen Dolch zuerst die entblößte Scheide des seinen berühre. Das thut Sextus, und somit ist er zu dem Werke ausersehen. Nun kommt Lucius aus dem Hause und meldet, daß sie den Pförtner schlafend gefunden. Sie hätten ihm das Oberkleid über Kopf und Brust geworfen und ihn zu einem Bündel geschnürt. Der wilde Numerius ist damit nicht zufrieden, man hätte den Sklaven töten sollen. Aber Marcus will davon nichts hören und befiehlt dem Sextus, den Todesstreich zu führen. So begiebt sich dieser denn in das Haus, vor dem die andern die Totenwache halten. Nicht ohne Grausen erwartet Marcus den Ausgang; es fröstelt ihn, und um sein Haupt schwirren und wogen dunkle Nachtgestalten. Davon verspürt der rohe Numerius nichts und sucht seinen Vetter zu beruhigen. Nach einer kleinen Weile stürzt Sextus aus dem Hause. Auf die Frage des Numerius, ob der Tribun beseitigt sei, erfolgt die Antwort, daß er noch lebe. Im Atrium habe bei dem Altar des Hauses das Lager gestanden und neben ihm die Lampe gebrannt. Als er hinzugesprungen sei, habe der Mann ihn fest angesehen, ihm an den Hals gegriffen und das Wolfsbild abgerissen. Die Leuchte sei umgefallen und ihm der Dolch entglitten. Wie Marcus das vernommen, da war kein Halten mehr. Er wußte, daß die Fabier entehrt seien, falls der Tribun leben bliebe. Er hätte das Angesicht des Sextus gesehen und erkannt, daß die Fabier heimlich Mord brüteten. Was würde aus seinem teuren Vater und seinem hohen Hause werden? So springt er in das Haus und ermordet den Tribunen, der sterbend seinen Namen ruft.

5. Scene. V. 575 bis 622.

In demselben Augenblicke kehrt Spurius Icilius von der Beratung beim Licinius zurück, um auf den Sicanius einzuwirken, indem er ihm die dort gefaßten Beschlüsse mitteilt. Da er vor dem Hause allerhand verdächtige Gestalten huschen sieht, so ruft er sie an, erhält aber natürlich keine Antwort, denn die Fabier verschwinden, wie Gespenster der

Nacht. Vorsichtig geht der alte Bauer vorwärts, weil ihm das unheimlich ist, was er bemerkt. Da hört er eine Stimme um Hilfe rufen und eilt dorthin, woher sie erschallt. Er hatte keine von den huschenden Gestalten erkannt, wohl aber ihn einige der Fabier. Bald darauf stürzt Spurius aus dem Hause, indem er den zitternden Diener nach sich zieht. Als der um Hilfe ruft, befiehlt ihm Spurius zu schweigen, denn Tod umlaure sie. Er fordert von ihm Bericht über das, was geschehen. Da erzählt der Sklave, er sei eingeschlummert und plötzlich habe er sich gebunden und eingehüllt gefühlt. So lange habe er sich gewunden, bis er die Fesseln gelöst, und habe dann den teuren Herrn als Toten gefunden. Es war ihm nun wenn nicht der Tod, so doch die Folter sicher, wenn niemand sich seiner annahm. Aber Icilius verspricht ihm Hilfe; er schickt ihn in sein Haus, dort solle er sich die Nacht über verbergen und werde dann am Morgen auf das Land geleitet werden. Schweigen jedoch müsse er, sonst sei es um ihn geschehen. So entläßt er den Sklaven. — Spurius hat das Wolfsbild gefunden und weiß jetzt, von wem der Mord ausgeführt ist. Er verbirgt es, denn er will es zu seinem Vorteil benutzen. Das Schicksal des Konsuls hält er in seiner Hand nnd wünscht, daß der Fund jenem und ihm zum Heil gereiche.

3. Akt.

Der dritte Akt enthält 725 Verse und ist der längste des Dramas. Daß dieses in der Natur der Sache begründet ist, werden wir im folgenden Abschnitte nachweisen. Wir teilen ihn in 7 Scenen.

1. Scene. V. 1 bis 144.

Der ganze Akt spielt im Atrium des Konsularischen Hauses. — Nach jener schauerlichen Mordnacht begrüßen wir mit der Fabia vor dem Herde des Hauses, an dem die kleinen Holzbilder der Laren stehen, das reine Licht eines holden Morgens, der mit seinem goldigen Scheine die steinernen Säulen und das sie umrankende Weinlaub rosig färbt. Was der Morgen für einen Tag verkündet, ob einen freudigen oder trüben, das weiß sie nicht. Darum will sie, während sich noch nichts im Bau der Ahnen regt, den guten Geistern, die um Herd und Halle schweben, das Morgenopfer bringen. Sie umkränzt den Herd und die Bilder der Laren und fleht Segen herab auf die Bewohner des Hauses. Und zu ihr, die so fromm beschäftigt ist, tritt Icilius in Reisetracht, denn er will, dem Befehle des Vaters folgend, zum heimatlichen Hofe eilen. Er wünscht ihr, daß der ganze Tag so freundlich sein möge, wie jetzt ihre Arbeit. Sie dankt, doch ehe sie sich weiter unterredet, will sie erst das kleine Bild des Hausgeistes mit schwerem Kranze umwinden und so ihn necken, weil er sie in der vergangenen Nacht gekränkt habe. Das thut er doch nur, erwidert Icilius, wenn die Jungfrau den Herd versäumt hat, dann stört er

ihren Schlaf durch Nachtgeflügel, summendes Käfervolk und rastlose Mäuse. Fabia hat aber nie ihre Pflicht vergessen und ihm stets die Silberschale mit Wein und Speisen gefüllt. Darum ist er immer gegen sie freundlich gewesen und hat ihr im Traume immer ein lachend Antlitz gezeigt, aber heute Nacht sei er klagend mit gebeugtem Haupte umhergegangen, er sei durch lange Gänge und sie hinter ihm hergeeilt, bis er in trauriger Öde verschwunden sei und sie, die Weinende, zurückgelassen habe. Icilius tröstet sie, und sie glaubt nun zu verstehen, was das Gesicht bedeute, da heute ein willkommener Gast aus ihrem Hause scheide. — Er entschuldigt sich, daß ihn der Befehl des Vaters fortsende, auch wünsche er selbst hinaus zu eilen und sich bei dem Kampfe zu beteiligen, der zu erwarten sei. Da kann Fabia ihr Gefühl nicht mehr zurückhalten; sie schilt ihn kalt und gefühllos, denn er denke nur an sich und nicht an ihren Schmerz.

Je länger Icilius ihr gegenüber seine Liebe verborgen hat, um so ungestümer offenbart sie sich jetzt, da er die Gewißheit erlangt, daß Fabia ihm zugethan sei. Er schildert ihr, wie ihn diese Flamme durchglühe, wie er alles daran setzen wolle, um die Geliebte zu erwerben. Er frage nicht nach dem Stolze der Geschlechter, er kümmere sich nicht mehr um Sitte und Gesetz und sehe die als Todfeinde an, die es ihm verweigern würden, die Braut heimzuführen. Sie aber klagt, sie sei der Fabier Kind, und nun wisse sie, warum sich der Schutzgeist so traurig gebärdet. Und wie Icilius das hört, da gereut ihn sein leidenschaftliches Benehmen; er wirft sich auf des Herdes Stufen nieder, bittet sie um Vergebung und fleht die Hausgötter an, daß sie ihn strafen sollten für jedes frevelhafte Wort, das er gesprochen, nur möchten sie ihr jenes süße Kinderlachen wiedergeben, das so selig klang. — Aber Fabia weiß nun, daß sie unzertrennlich einander angehören, sie berührt des Liegenden Haupt und fordert von jedem Unheil, von Fluch und Gnade für sich den gleichen Teil, denn so lange sie denken könne, sei er ihre einzige Sorge gewesen. Als er sie aufspringend umfassen will, da entzieht sie sich ihm und fordert, daß er die Jungfrau am

Herde ihres Vaterhauses ehre. Mit heißem Danke, begleitet von den Segenswünschen der Fabia, folgt er dem Worte des Liktors Sisenna, das ihn zum Vater ruft.

Der Konsul Caeso tritt mit seinem Sohne Marcus aus dem Hause. Da er seine Tochter traurig dastehen sieht und meint, daß sie den Krieg fürchte, der die Stadt bedrohe, tröstet er sie, sie würde gesichert daheim bleiben und entläßt sie freundlich. Dann wendet er sich zu dem Liktor Sisenna und fragt, wie die Nacht in der Stadt vergangen sei. Ruhig, antwortet der Diener, alles habe müde geschlafen, nur um die Häuser der Tribunen schlich verhülltes Volk. Die erbgesessenen Bauern hätten für heute Rat gehalten und beschlossen, daß sie für den Krieg stimmen wollten, selbst wenn Sicanius dagegen wäre. Das habe er sicher erfahren, denn Spurius Icilius habe einen Boten in des Konsuls Haus gesendet an seinen Sohn Gaïus, um ihm die Nachricht zu verkünden. Den Boten habe man freilich weder zu Marcus noch zu Caeso gelassen. Als Marcus das hört, da fühlt er, daß er umsonst die Frevelthat gewagt. Ein anderer Liktor erscheint und meldet etwas heimlich dem Sisenna. Auf die Frage des Konsuls, was es gäbe, erfolgt die Antwort, ein Auflauf fände auf dem Markte statt, weil ein Bürger ermordet sei, und zwar ströme die Menge von allen Hügeln schreiend und heulend herunter. Da weiß Marcus, daß für ihn und sein Haus eine entsetzliche Zeit beginne, er fürchtet, daß seines Vaters Haare erbleichen werden, wenn er die Kunde von der That vernähme. Möge aber kommen, was da wolle, er werde es mit eherner Brust ertragen, er werde seinen einsamen Weg durch Tod und Nacht und Grauen gehen. Da während des die Ankunft des Mitkonsuls, des Verginius, gemeldet wird, so will er hinweg, um nicht noch einmal den bittern Trunk, die Erzählung von dem Morde, kosten zu müssen. 2. Scene V. 144 bis 207.

Als Verginius naht, erkennt Caeso Fabius sofort aus dem Gesichtsausdruck des Eintretenden, daß er eine schwere Botschaft bringe. Und allerdings meldet er Böses; Sicanius sei tot und heute früh erstochen in seinem Hause gefunden. 3. Scene. V. 204 bis 275.

Als Caeso fragt, wer der Mörder sei, kann Verginius nur antworten, daß der Diener des Tribunen verschwunden wäre. Obgleich der Konsul gewünscht hat, daß Rom von Sicanius erlöst würde, so dauert ihn doch dies grausige Geschick des Mannes. Er hört von seinem Mitkonsul, daß die Menge die That den Patriziern zuschreibe, und daß ihr Fluch sie verdamme. Das würde nur so lange dauern, meint Caeso, bis man den Thäter dingfest gemacht und auf offenem Markte gerichtet habe. Ja, wenn man ihn nur erst ergriffen hätte, erwidert Verginius; der Diener sei es wohl kaum gewesen, denn er sei im Dienste des Toten gewesen und die Menge befürchte, er sei beiseite geschafft, deshalb durchsuche sie die Gräben und den Tiberstrom. Er müsse sich wundern, daß seinem Mitkonsul dieser Vorgang so unbegreiflich erscheine. Ganz anders dächten die Patrizier, sie jubelten über das Geschehene, sie seien gerettet, und den, der ihn getötet, preisen sie als einen Helden. Man müsse mit Vorsicht handeln, denn die Senatoren, ja die Priester selbst, seien voller Freude, sie verfluchen den Toten, aber nicht die That. Von Vorsicht aber will Caeso nichts hören, alles mahne zur Strenge und zu schleunigem Gericht. Es komme ihm vor, als habe er geschlummert, und wie aus einem schweren Traum erwachend fühle er sich in Rom fremd, er erkenne nicht mehr die Senatoren und wisse nicht, ob sie noch Römer seien. Daß er geträumt habe, räumt Verginius ein. Er sei in Hoheit unter ihnen gewandelt und habe sie zu seiner Ansicht gezwungen. Alles habe sich ihm gebeugt, und so habe er geglaubt, man denke in der Stadt ebenso wie er. Aber das sei eine Täuschung. Nun denn, bin ich blind gewesen, meint Fabius, so mag es darum sein, so will ich die kranke Stadt zu meiner Ansicht zwingen. Und da der Senat und das Volk berufen sei, so werde er seine Pflicht wie immer thun.

4. Scene V. 275 bis 356.

Die jüngeren Fabier, die versammelt sind, jubeln über die That und höhnen, wie der Tribun Licinius mit gesenktem Haupte und blutloser Wange in die Gemeinde der Plebejer geschlichen sei. Nur Marcus ist ernst, sehr ernst. Wenn man ihm auch zujauchzt, so fühlt er doch, daß er eine böse

That gethan, denn geheimen Tod dürften nur die Götter ins frische Leben senken, für jeden Menschen sei es eine Unthat. Aber er will nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Der blöde Sextus habe sein Wolfsbild in der Hand des Tribunen gelassen, es frage sich nun, wo es geblieben sei. Und nun berichtet Lucius, er habe sich am Morgen unter die klagende Menge gemischt und in dem ihm bekannten Hause alles durchsucht, doch Bild und Diener, beide seien verschwunden. Da erinnert sich Marcus, daß ein Fremder in der Nacht zum Hause gekommen sei und mit seinem Rufe die Genossen vertrieben habe; er fragt, wer das wohl gewesen wäre. Als man ihm dann sagt, daß man die Stimme des Icilius vernommen, ihn auch erkannt hätte, da der Mond gerade aufgegangen, ist er mit sich eins, was zu thun sei. Ihr Schicksal liege in Bauernhänden, und sie würden untergehen, wenn man den Bauern nicht beseitige. Er wünsche, daß es einen schlechteren Mann beträfe, aber es müsse jeder sterben, der seine Wege kreuze. Selbst der wilde Numerius schreckt zuerst vor der gefährlichen That zurück, doch erkennt auch er die Notwendigkeit an. Noch auf ein zweites macht Marcus aufmerksam, nämlich darauf, daß dem Icilius ein tapferer Sohn lebe, der wohl um das Geheimnis wissen möge. Den aber könne man dadurch unschädlich machen, daß man ihn, wenn er morgen dem Heerbann folge, im Lager festhalte. Numerius verspricht, den Alten zu prüfen, und wenn er merke, daß er Arges sinne, so solle Lucius ihn töten. Damit stimmt Marcus überein und auch Lucius ist bereit, mit Marcus zu gehen, wohin er immer fahre.

Der Konsul ist im höchsten Grade erstaunt, daß die Patrizier sich nicht wie Edle sondern wie trunkene Sklaven benehmen, sie wären ihm toll und wild wie gespenstige Larven entgegengeeilt. Der alte, ehrwürdige Ancus habe ihm kräftig die Hand gedrückt und den Mord als eine erlösende That gepriesen. Sein eigener Stamm meide ihn und bliebe ihm fern, sogar seinen Sohn Marcus habe er nicht mehr gesehen. Sonst hätten ihn die Freunde und Geschlechtsgenossen in gedrängter Schar nach Hause begleitet,

5. Scene V. 356 bis 600.

heute sei er allein mit seinen Rutenträgern heimwärts gezogen, umtönt vom Fluche und von der Klage des Volkes. Was bedeutet das alles, und warum beängstigt es meine Seele? Auch im Hause ist alles öde und leer und still, und so will er eben dem Sisenna den Auftrag geben, seine Kinder herbeizuholen, als ihm gemeldet wird, daß der alte Freund seines Hauses, Spurius Icilius, ihn zu sprechen wünsche. Er läßt ihn vor sich und empfängt ihn mit den Worten, daß es ein finsterer Tag sei, der ihn zum Konsul führe. Das giebt ihm Icilius zu und meint, es sei wohl der schwerste, den jener je erlebt habe. Nun lobt der Konsul den alten Genossen, der mit ihm manchem Sturme getrotzt habe, und der auch heute wohl ihm klugen Rat verkünden werde. Diesen Glauben bestärkt der Angeredete durch die Worte, daß er ihm und dem heiligen Rom den Frieden bringe, wenn der Konsul dafür den Preis zahle. Und als dieser darnach fragt, da führt ihn Icilius in die graue Vorzeit zurück. Da, wo jetzt die Hügelstadt sich mächtig ausdehne, da hätten einst um die Flur und den Weidegrund zwei Völker, die Latiner und die Sabiner, trotziglich gestritten. Und als kein Volk dem andern hätte obsiegen können und so die Fehde endlos auf- und abwogte, da hätte die Latiner Jugend Wandel geschafft. Sie hätte sabinische Frauen geraubt, und diese hätten die beiden Völker versöhnt. So sei das erste Volk von Rom entstanden. Und jetzt nun wimmle ein großer Schwarm in der Stadt; sie sei von festen Mauern umschlossen und habe ihren Namen den Feinden furchtbar gemacht. Aber wie in alter Zeit, so lagern jetzt wieder zwei feindliche Völker in ihr, die Plebejer und Patrizier, und seien von einander geschieden. Daher stamme aller Unfriede. Es helfe da nicht des Konsuls Größe, noch der Witz der Tribunen, wohl aber etwas anderes, nämlich das freundliche Familienleben, und darum flehe er jetzt um das Recht der Ehe zwischen Patriziern und Plebejern. Den Konsul nimmt es Wunder, daß der Bauer gerade in dem Augenblicke das alte Hausrecht der Patrizier brechen wolle, wo sie sich so siegreich wähnen.

Doch dieser ist der Ansicht, daß das nicht lange währen würde; wenn nur der Konsul seiner Forderung entspräche, so würde bald Ruhe und Frieden in Rom herrschen. Ehe Fabius auf die Bitte des Icilius antwortet, fragt er ihn, ob er ihm zuerst dies Begehren kund gethan. Das bejaht Icilius weder, noch verneint er es. Bis jetzt sei das noch die stille Meinung weniger Leute, aber bald würde es die Menge laut fordern, und wenn sich der Konsul der Sache annähme, dann sei kein Zweifel, daß sie durchgeführt werde. Wie die Forderung kurz ist, so auch der Bescheid. Wer die Not des Adels benutze, erwidert der Konsul, sei sein Feind; er müsse sich wundern, daß gerade Icilius sich zum Anwalt in der Sache aufwerfe, da er sich doch sonst um alles eher gekümmert habe, als um den Streit zwischen Konsul und Tribunen. Das giebt der Bauer zu, bemerkt aber darauf richtig, daß die Sache, die er führe, darum doch nicht weniger gut sei. Des Volkes Not schreie zum Himmel, und der Konsul könne helfen. Dieser aber verweigert das, da er das alte, wohlbegründete Recht nicht brechen wolle. — Als nun Icilius erkennt, daß Fabius unerbittlich bleibe, da greift er zum letzten Mittel und zeigt ihm das Wolfshaupt. Das sende ihm ein Gott als Warnung in sein stolzes Haus. Er habe das Haus des Sicanius aufgesucht, um seinen Widerstand zu brechen, da habe er ihn als einen Toten vorgefunden. Aus seiner erstarrten Hand habe er die Kette genommen, und so könne man nicht zweifeln, daß ein Fabier ihn gemordet. Er habe den Mörder nicht erkannt, wohl aber einen Haufen vor der Thür gesehen, der unter Murren sich schleunigst entfernte. Den Diener habe er gefesselt vorgefunden, er habe ihn ausgefragt, und als er erfahren, daß er nichts gesehen, so habe er ihn versteckt. Der Konsul werde sich überzeugen, wie tief die Fäulnis eingedrungen sei, er möge Rettung schaffen, dann würde von seinem Hause die Flut unschädlich abgeleitet. Aber davon will der stolze Mann nichts wissen. Wenn auch der Glanz seines Hauses durch eine solche That befleckt würde, und wenn ihn auch tausend Gefahren umdrohten, er würde nie

um seinet- und der Seinigen willen die geweihte Satzung der Stadt und das alte Recht beugen. Noch einmal bittet Icilius, er möge bedenken, was aus Rom werden solle, ob es gut sei, daß sich die beiden Völker ewig befehdeten und nicht wie kluges Menschenvolk, sondern wie Rattenhaufen lebten. Der Konsul möge weniger adlig denken, dann würde er weiser sein. Fabius aber gebietet ihm Schweigen, er habe als Konsul gesprochen.

Da der Konsul sich weigert, auf des Bauern Vorschlag einzugehen, so erklärt ihm dieser, daß nun sein Wille dem des Herrn gegenüberstehe, und daß er wohl einsehe, wie den Fabius nur die Not zwingen werde. Drohen wolle er mit dieser Äußerung nicht, denn ein Thor sei der, der da drohe, wenn er zu gewinnen hoffe. Nein traurig sei er, wenn er in das Antlitz des großen Feldherrn schaue, der sein schweres Leid so tapfer trage. Dann gedenke er längst vergangener Tage, in denen sie beide als Knaben auf dem Ackergrunde ihrer Väter zusammen gespielt hätten. Manchen Schlag habe ihm die Faust des Herrensohnes gegeben, er aber habe sie redlich wieder gezahlt. Jene lustige Zeit könne er nicht vergessen. Später sei Fabius auf stolzem Rosse in die feindlichen Scharen gesprengt, und er sei mit seinem Knotenspieß hinter ihm her hineingebrochen. So oft der Konsul mannhaft die Tusker und Vejenter besiegt und das Volk ihm Triumphlieder gesungen habe, habe er still in sich hinein gelacht und bei sich gedacht: ich habe ihn doch zu Boden geworfen und auf seinem Rücken knieend Triumph geschrieen. So habe er immer mit seiner Sippe treu zu ihm und seinem Hause gehalten. Freilich sei das dem Konsul eine geringe Sache, ihm aber fülle es doch die ganze Seele. Das würde er von heute an vergessen müssen, meint der Konsul. Vielleicht werde ich es vergessen, erwidert der Bauer, doch noch denke ich daran, und weil ich das thue, so lege ich dir still auf die Schwelle deines Hauses den Verräter jener That, das gleißende Erz. Niemand sah es als du und ich, und wenn man mich tötet, so weißt du allein darum. Aber auch dieser Beweis von Edelmut und inniger Anhänglichkeit vermag den

Konsul nicht von dem Wege der starren Pflicht abzulenken, und er fragt den Icilius, ob er nun am Ende sei. Da hebt der alte, ehrenhafte Bauersmann die Hand zum Schwure und schwört bei den Göttern des Herdes und bei dem Haupte seines Sohnes, seines besten Besitzes, daß kein Zeichen, kein Laut in der Stadt, dem Sohne, den Gaugenossen je verraten solle, was er in jener Schreckensnacht gefunden. Rein solle der Name der Fabier bleiben, und mit ihm solle das blutige Geheimnis sterben, wenn nicht der Konsul selbst sein Zeugnis begehre. Fabius will auf offenem Markte Gericht halten, und wenn er die Zeugen verhöre, dann werde er ihn rufen. Das kann der Bauer nicht glauben, denn das wäre unmenschlich, und eine solche Übertreibung müßte sich an dem Konsul selbst rächen.

Es ist wohl klar, daß die Unterredung den Konsul tief ergriffen hat, er ahnt, daß ein schweres Verhängnis nahe. Wer mag der sein, der die That vollbracht, so fragt er sich. Wenn er das Erzbild aufhebe, sei das Thor geöffnet, aus dem ein Totengesicht heraustrete, das ihm ähnlich sei. Er mag das Wolfshaupt nicht weiter ansehen und wirft eine Decke darüber. Und wenn nun auch der Mörder aus seinem Stamm und aufs engste an ihn gekettet sei, er werde ihn ohne Mitleid treffen, wie dieser jenen gemordet, und dann sein Haupt frei im Glanze der Sonne tragen.

Schneller aber, als er geahnt und ärger, als er gefürchtet, naht sein Verhängnis. Seine Tochter Fabia erscheint und führt den widerstrebenden Bruder Quintus vor des Vaters Antlitz, damit er sich verantworte. Sie klagt den Knaben an, daß er dem Greise, der soeben mit dem Konsul verhandelt habe, Tod androhe, er habe ihm geflucht und geschworen, er wolle ihn den Weg des Sicanius gehen lassen. Wenn auch der Konsul das zunächst als zuchtlose Worte des Knaben bezeichnet, so fühlt er doch, daß aus den Reden des Kindes das Gespenst der Tiefe heraustöne, und daß seines Hauses Grund nicht mehr feststehe. Das bestätigt die Erzählung der Fabia. Im Saale hätten sich die Vettern versammelt, und Quintus sei unter ihnen gewesen, da seien

6. Scene. V. 600 bis 684.

wilde Worte gesprochen worden gegen die Iciliers, man habe sie Verräter genannt, Tribunenfreunde, die den Fabiern nachspüren und verbergen, was diese verlieren. Freilich habe sie nicht alles verstanden, doch genug, um für die Icilier zu fürchten. Nun habe sie den Bruder ermahnt, an all das Gute zu denken, was diese Bauern ihnen seit langen Jahren gethan, wie der Jugendfreund noch letzthin sein Leben gewagt, um sie zu retten. Doch Quintus habe nichts davon wissen wollen und nur mit den Zähnen ingrimmig geknirscht. Der Vater möge den beschützen, der sie befreit. Den Konsul nimmt es Wunder, daß seine Tochter sich so sehr um den fremden Mann sorge. Dieses Rätsel wird ihm von Quintus gelöst, der ihm erzählt, wie die Schwester täglich den Bauernsohn segne, wie sie für ihn bete und sich nach ihm sehne. Nun versteht der Konsul das Verlangen des Spurius.

Fabius fordert seinen Sohn Quintus auf, daß er sich gegen die Anklage seiner Schwester verantworte, doch der erklärt dem Vater, er wolle das Härteste erdulden, ehe er seine Brüder verriete, die ihm vertraut. Er sei auch ein Fabier, ein Freund seiner Freunde und ein Feind seiner Feinde. Daß der Knabe nichts weiter sei als ein Fabier und nichts weiter sein wolle als ein Patrizier wie die andern auch, das erscheint dem Konsul, dem nichts höher steht als die heilige Roma, denn doch als ein gar armselig Ding. Da er aber weiß, daß weder Geißelhiebe, noch Hunger, noch Gefängnis des Knaben Zunge lösen würde, so soll er sich dem Liktor zur strengen Haft stellen und dort lernen, was ein Römer sei. Er weist seinen Sohn als arge Wolfsbrut hinaus und befiehlt seiner Tochter, sich zu entfernen, indem er sie bedauert, daß sie so früh die Mutter verloren habe. Und bauend auf diese milden Worte bittet Fabia den Vater, er möge sie nicht im Zorne entlassen. Einsam irre sie umher, trostlos, ohne Rat und Hilfe, keiner vernehme ihre Seufzer, und niemand berühre mit kühlendem Finger ihre heiße Stirn. Wenn ich sonst traurig war und weinte, dann hülltest du das Kind in dein Gewand, bis es entschlafen, und wenn ich dann erwachte, lag ich fest umschlungen in deinen Armen.

So neige auch jetzt noch einmal freundlich dein Antlitz mir zu und höre gütig meine stammelnden Klagen an. Aber auf diese zärtliche Ansprache folgt nur die kalte Antwort: Geh, Plebejerbraut. — Der Konsul wundert sich, daß sie, deren Auge doch so rein sei, so niedrig denke, daß sie, deren Leben so schuldlos sei, schon das Unerlaubte träume. Wenn sich so die Unschuld in Frevel wandelt, dann sei es kein Wunder, daß sich die rauhe Kraft des Mannes zu verruchter That hinreißen lasse. Doch nun wolle er die Entscheidung herbeiführen, denn länger könne er die Ungewißheit nicht ertragen, er könne in dieser Beklemmung nicht atmen. So befiehlt er dem Sisenna, daß dieser ihm den Marcus rufe.

7. Scene. V. 684 bis 725.

Ganz erstaunt fragt der Liktor, ob der Konsul den Sohn nicht entsendet habe; er habe sich auf das Roß geworfen und sei gen Veji zu gejagt. Auf die Frage des Konsuls, was er noch weiter wisse, meldet Sisenna, Marcus sei in der letzten Nacht spät heimgekehrt, und sein Messer sei blutig gewesen. Nun kennt der stolze Herr sein hartes Schicksal. Als der Morgen graute, hatte er noch drei Kinder, jetzt, da die Sonne sinkt, keines mehr. Da ihn hier niemand schaue, könne er trauern. Wie sehr hat er seinen edlen Sohn, den Marcus, geliebt; gern wolle er sein Herzblut für ihn hingeben, wenn er aus seiner Seele jene Unruhe bannen könne, die ihn, den Schuldbewußten, durch die Fluren hetze. Er ist nicht im Zweifel, daß sein Sohn den Mord vollbracht, und er müsse nun darauf sinnen, wie er ihn richte. Er erinnert sich der Stunde, da einst die Mutter ihm das Knäblein vor der Flamme des gottgeweihten Herdes zu Füßen gelegt, und er es beglückt zum Himmel aufgehoben und um Segen für den Neugeborenen gefleht habe. Und heute, da dieser Sohn so herrlich erblüht sei und von allem Volke gefeiert werde, heute müsse er, der Vater, sich von seinem lieben Sohne lösen und ihn zu den Toten werfen. Ich muß den willigen Knecht rufen, damit er harte Arbeit vollbringe. So ruft er denn den Sisenna; er hätte im Traum gesehen, sagt er ihm, daß eine Herde Wölfe dem Spurius in seine Herden brach: das scheine ihm eine böse Vorbedeutung

zu sein. Deshalb möge der Liktor fleißig auf das achten, was sich in der Stadt zutrage. Am folgenden Morgen, ehe noch die Kriegerschau beginne, solle einsam das Geschlecht auf dem Felde tagen. Deshalb möge der Liktor die Boten durch Stadt und Land senden und alle mannbaren, waffenfähigen Glieder des Stammes zum Gerichte laden lassen. Das sei der Befehl des Stammeshauptes.

4. Akt.

Dieser Akt ist der längste von allen, er enthält 754 Verse. Wir teilen ihn in sechs Scenen. Der ganze Akt spielt auf dem Marsfelde.

1. Scene. V. 1–38.

Am Schluß des 3. Aktes hatten wir gehört, daß am folgenden Tage eine Heerschau gehalten werden sollte. Deshalb erscheinen Bürger, deren Reisehut und Stab anzeigt, daß sie zu der erbgesessenen Bauernschaft und nicht zu dem angeschwemmten Stadtvolke gehören. An ihrer Spitze befindet sich Spurius Icilius. Da er den Klang der Kriegsdrommeten hört, wallt das alte, kriegerische Blut, aber er und die Nachbarn können selbst nicht mehr ins Feld ziehen, dafür sollen ihre Söhne eintreten. Er hat wohl gemerkt, daß ihn die Fabier beobachten, und daß um sein Haus und auf seinem Wege verhülltes Volk schleiche, und hat sich deshalb mit treuen Wächtern umgeben. Zu ihm eilt einer seiner Freunde, Annius, und meldet ihm, daß der Tribun Licinius ihn zu seinem Amtsgenossen auserkoren habe. Keiner sei so wie er dazu geeignet, und ihn fordere aus allen Gauen das Volk als seinen Vertreter. Niemals hat der alte Bauer sich nach Ehre und Volksgunst gesehnt und hätte sonst jedenfalls diese Berufung abgelehnt, aber damals war er zweifelhaft geworden. Dem Zögernden redet ein anderer Freund, Publius, zu, daß er die Wahl annehme. Der Adel hemme sie, und das Geschrei der Menge werde ihnen lästig; jetzt holten sich die zungenschnellen Städter die grauen Stiere von der Tenne und würden erfahren, daß diese alles nieder-

treten, was ihnen widersteht, sowohl den Übermut der Patrizier als auch den der Menge. Da nimmt Spurius die Berufung an, denn er fühlt, daß ein Gott ihm den eignen Handel an des Volkes Willen geknüpft habe und ihn vorwärts treibe.

2. Scene. V. 38 bis 139. Während noch die letzten Worte gewechselt werden, erscheint Fabia mit ihren Begleiterinnen und wird freudig von Spurius begrüßt. Er tröstet die Zitternde, die es gewagt, dort zu erscheinen, aber sie sei unter seinem Schutze sicher, und er fragt sie, ob sie ihn suche. Sie bejaht es und teilt ihm mit, daß ihr Herz gramerfüllt sei, denn die Genossen ihres Hauses drohten ihm und seinem Sohne Unheil. Als er nun weiter forscht, was sie ihm denn anhaben wollten, da entschuldigt sie sich, sie könne die Ihrigen nicht anklagen, nur die Sorge um sein Leben habe sie zu diesem Schritte veranlaßt. Der schlaue Bauer weiß aber so zu fragen, daß er aus ihren Antworten alles ersieht, was geplant wurde. Er erfährt auch, daß der Konsul ihre Liebe erkannt habe. Er dankt dem Mädchen, und wenn er auch nicht ihr Vater sei, so wäre er es doch gerne und wünsche seinem Sohne ein so holdes Gemahl wie sie. Das beruhigt sie; sie sieht, daß er ihr nicht zürne, obgleich sie seinem Sohne Unheil und Schmerzen geschaffen habe. Sie bittet den alten Bauer, er möge seinem Sohn zureden, daß er sie vergesse; sie wolle nicht, daß er friedlos durch Wald und Flur irre, daß sein Haus leer, und daß kein Frauenauge um ihn und um den Vater besorgt sei. Darum möge er sie verlassen. Der Bauer lobt es, daß sie verständig und hochgesinnt spräche, aber er könne ihren Wunsch nicht erfüllen und werde seinem Sohne ihre Bitte nicht mitteilen. Auch sein Herz sei von Sorge erfüllt, aber sein Sohn habe ihm vertraut, und er wisse, daß er des Kindes Sinn nicht ändern werde. Ein jeder Jüngling werde anders zum Manne herangebildet, den einen stähle der Krieg, den andern andere Sorge, sein Sohn habe nur einen Gedanken, einen Wunsch, und das sei ihr Besitz. Ob ihm die Götter den gewähren würden oder nicht, das wisse er nicht, aber im Kampfe würde seine

Klugheit wachsen und sein wilder Mut gedämpft werden. Darauf deutet Fabia dem alten Manne an, was geschehen würde, wenn man sie zwinge, einen andern als seinen Sohn zu heiraten. Er habe ihr das Leben gerettet, und ihm gehöre es. Wenn die Stunde nahe, da ihr stolzes Geschlecht sie einem andern vermählen wolle, dann würde sie sich in dunkle Brautgewande hüllen, um abwärts von dem Herde der Ahnen zu gleiten und in sicherer Tiefe sein Geschenk zu bewahren. Das möge er dem Sohne sagen.

So läßt aber Spurius die Jungfrau nicht scheiden, er wünscht ihr ein langes, glückliches Leben. Wie auch die Lose fallen mögen, ob sie einst seine Tochter sein werde oder das Kind seiner Feinde, von ihm werde sie, so lang er atme, immer hoch verehrt werden. Und so oft sie die Schwelle seines Hauses betrete, wolle er ihr mit ehrerbietigem Gruße den Sessel abstäuben und sie zum Ehrensitze der Halle geleiten. Dort würden sie dann, sie, die Jungfrau, und er, der Alte, vergangener Zeiten in Treue und vertraulichem Gespräche gedenken. Man hört nun den Ruf des Gaïus Icilius, der seine Gaugenossen herbeiführt, und deshalb bittet Fabia den Alten, daß er sie entlasse, denn sie wolle seinem Sohn nicht begegnen. Mit seinem Segen entläßt sie Spurius.

3. Scene. V. 139 bis 177.

Da sein Sohn naht und die enteilende Fabia aufhalten möchte, verbietet er es ihm, denn es sei nicht ehrbar, den Weg einer scheuen Frau vorlaut zu kreuzen. Gaïus fragt nun den Vater, was ihm das Mägdlein vertraut habe. Alles darf dieser ihm nicht sagen, doch will er ihm auch nicht alles verhehlen. Darum meldet er, wohl habe er ihre Stimme gehört, doch habe sie ein kummervolles Lied gesungen. Sie habe verkündet, daß die, welche er sich zu Schwägern erwählt, böse Drohungen gegen sie beide ausgestoßen hätten. Aber darauf giebt sein Sohn nichts, denn nicht jedem Worte folge die schnelle That. Im Gegenteil, er sei voll Hoffnung und Entzücken, denn ihn habe der Bote des Konsuls getroffen und ihm gemeldet, daß man ihn zum Kriegstribunen erwählt habe, und daß man die Wahl nach der Heerschau verkünden

werde. Ganz anders faßt der alte, kluge Bauer die Sache auf, da er ahnt, daß im Lager die Rache den Sohn sicher treffen werde. Er mahnt ihn, die Gunst der Feinde mehr zu fürchten als ihren Zorn. Doch das will Gaïus nicht zugeben. Wenn die Fabier auch jetzt grollen, so schwände der Groll beim Klange der Hörner. Er würde ein Zeltgenosse der Vornehmsten, er säße mit im Rate, er würde ihr Schwertbruder und dann von ihnen geschätzt werden. Daß sein Sohn so adlig geworden, das behagt dem Alten nicht, und er deutet ihm an, es sei sein Hoffen eitel und nichtig, denn Unheil drohe die nächste Zeit, und der Sohn möge keinem als ihm vertrauen. Was aber bevorsteht, das will er ihm nicht sagen. — Und so scheiden sie.

4. Scene. V. 177 bis 553.

Es naht der Liktor Sisenna und befiehlt, daß die Schranken umstellt würden, daß sich alle Unbeteiligten entfernen möchten, denn hier würde tief Geheimnisvolles verhandelt, da im umhegten Raume nach alter Sitte des Konsuls mächtiges Geschlecht tagen wolle. So kommen sie heran, die Fabier, alle im Kriegskleide ohne Helm und Waffen, nur Marcus in Reisetracht. Man wundert sich, daß Sisenna in ihrem Kreise weile; denn es dürfe sich unter ihnen kein Fremder befinden. Der Liktor aber weicht nicht, sondern beruft sich auf den Befehl des Konsuls. Auch den wollen die Stammgenossen nicht gelten lassen, denn kein Konsul habe ihnen in ihrem Rate zu befehlen, da gelte nur ihr Wille und der Spruch des Häuptlings. Der habe ihn eben herbestellt, erwidert der Liktor, und zwar mit dem Richtbeile, welches er sonst in der Stadt nicht zeigen dürfe. Marcus ahnt, daß das der Gruß des Vaters sei. — Wie gewaltig des Konsuls Sohn erregt ist, ersieht man aus seiner nun folgenden Unterredung mit dem wilden Numerius. Als dieser ihn fragt, ob der Bote, den er ihm nachgesendet, ihn angetroffen, antwortet er ihm, daß ihn der hagre Tod verfolgt habe. Da sei er nach der Grenze geeilt, warum, wisse er nicht, sei unter die weidenden Rosse gesprengt und mit den wild gewordenen Tieren umhergerast. Was währenddes in Rom geschehen, das sehe er; er sehe, daß sie sein Gebot

nicht ausgeführt hätten, und daß der Verräter noch lebe. Das kann Numerius nicht leugnen. Zwar habe er dem alten Bauern fleißig nachgestellt, doch der hätte wohl verstanden sich zu hüten. Der Konsul, bei dem Spurius gewesen, der schweige und wandle daher wie in dunkle Wolken gehüllt. Als Marcus ihm darauf antwortet, daß der Konsul auch den eigenen Sohn nicht verschonen würde, will und kann das Numerius nicht glauben. Aber Marcus kennt seinen Vater besser. Seine Mutter entstamme dem Hause des Brutus, und was der Ahnherr gekonnt, das könne sein Vater auch. Und was der sich einmal vorgenommen, das führe er aus. Sie seien zwei Wölfe aus demselben Neste, der eine, der junge, sei noch frech, der alte gut gezähmt. Es würde ein grauser Kampf zwischen Vater und Sohn werden, wie der eine würde auch der andere würgen. Numerius tröstet ihn. Der Vater möge sinnen, was er wolle, das ganze Geschlecht stände zu ihm, zum Marcus, so hätten sich alle verpflichtet. Marcus aber giebt darauf nicht viel; er fühlt, daß die böse That bösen Lohn bringen müsse.

Numerius macht den Marcus darauf aufmerksam, daß ein Stammgenosse betrübt im Hintergrunde stehe und nicht wage, ihn anzureden. Es ist das Sextus, der nun mit der flehentlichen Bitte an Marcus herantritt, daß er ihm verzeihen möge. Wenn er auch bei der That gewankt habe, so denke er doch nicht niedrig, deshalb möge ihm der Stammgenosse die Hand zum Zeichen der Versöhnung reichen. Die verweigert ihn Marcus, denn sie sei blutig und die des Sextus rein. Jede weitere Unterhaltung verstummt, da der große Konsul naht, der, wie Marcus meint, des einen Sohnes ledig sein wird, wenn er scheidet. Vater und Sohn beobachten sich vor dem Altar stehend; der Alte sieht gesammelt aus wie vor der Schlacht, und im Auge des Jüngeren flammt ein fahler Schein, der den Vater mit Entsetzen erfüllt. Der Sohn ist fest davon überzeugt, daß der Konsul alles weiß dieser aber betet zu dem blutigen Kriegsgotte, er möge ihn mit heiligem Zorn erfüllen und seine Brust gegen jedes Mitleid panzern, damit er erbarmungslos den Feind der

Stadt bestrafe. Der älteste Mann des Stammes, der Oheim des Konsuls, Quintus Fabius, ruft dem Stammeshaupte Heil und Segen zu, in welchen Gruß die anderen einstimmen. Obgleich Quintus hochbejahrt ist, weist er einen ihm gebotenen Sessel zurück, denn er wolle nicht sitzen, wenn der Häuptling stehe; ein junger Wolf möge ihm seine Glieder zur Stütze leihen. Da gemeldet wird, daß die Zahl voll und der Ring geschlossen sei, fordert der Konsul den Lucius, den Sohn des Quintus auf, er solle den alten Spruch der Ahnen verkünden, der das Geschlecht lehre, das Recht zu finden. Und so geschieht es. Der alte Spruch befiehlt, man solle dem Vater gehorchen und die Stammesgenossen ehren, man solle des Bruders Unrecht verschweigen, doch adlig sei es, für eigene That die Wahrheit zu sagen. Das erläutert der alte Quintus noch einmal; es sei das Zeugnis gegen den andern freiwillig, aber in eigener Sache ehre wahres Wort. Darnach wird Ruhe geboten, denn der Richter rufe die Klage. Darauf beginnt der Konsul: Gnaeus Sicanius, der Volkstribun, sei unter dem eigenen Dache während des Schlafes ermordet worden, und den Mörder suche er unter den Fabiern. Da der Konsul die Fabier zwingen wolle, sich selbst zu verdammen, so weigert dies das Gericht, zumal der Tote ein Feind des Adels, ihres Stammes und ein Verräter gewesen sei. Darauf der Konsul, der Getötete sei ein freier Mann gewesen, sein Leib war geheiligt durch frommen Schwur und Weihe, und der, welcher ihn gefällt, sei ein arger Mörder, und darum suche er ihn. Numerius aber erwidert ihm: Wenn der, der ihn getötet, gegen Rom gefrevelt habe, so seien sie nicht seine Richter; ihm zu vergeben oder ihn zu bestrafen, liege in der Hand der Götter, deren Willen sie nicht wissen könnten. Wenn die Bürger den Schuldigen herausfänden, möchten sie ihn verurteilen. Ihnen hätte er Gutes gethan, da er sie von ihrem ärgsten Feinde befreit habe, und deshalb zieme es sich nicht, daß sie über ihn urteilten. Seiner Meinung stimmen die meisten Fabier zu, doch der alte Quintus schilt die vorlaute Jugend. Zwar der Tribun wäre ein arger Wicht gewesen, doch ein

böser Mörder der, der ihn beseitigt, und wenn es ein Fabier sei, so müßte der Stamm der Sühne gedenken.

Als Zeugnis für seine Behauptung wirft der Konsul das Wolfsbild in die Mitte der Versammlung, doch Quintus entgegnet, das sei wertloses Metall, es könne nichts bezeugen, es sei beweislos, zwar sei es mit Blut befleckt, doch vielleicht nur mit dem Blute eines Hundes. Darauf der Konsul: Diese Kette habe ein ehrenhafter Bürger, der von freien Eltern stamme, aus der Hand des Toten gelöst und sie in das Haus des Richters getragen. Ein solcher Mann, das giebt Quintus zu, sei ein guter Zenge vor dem Rechte des Marktes, doch gelte er nichts im Rate der Edlen, denn fremde Klage hätten sie nicht zu richten. Nun erklärt der Konsul, er nehme es auf sein eigen Haupt, daß das, was jener berichtet, die volle Wahrheit enthalte. Wenn der Konsul dafür eintrete, meint Quintus, dann sei soviel erwiesen, daß der Tote die Kette in der Hand gehabt, doch wisse man nicht, ob ein Fabier sie getragen, denn es sei wertlose Schmiedearbeit. Der Konsul befiehlt, daß Numerius das Stück vom Boden hebe, sein Gewicht prüfe und dann die Frage beantworte, ob das Bild Halsschmuck und Zierde eines Fabiers gewesen. Doch Numerius verweigert die Antwort nach dem Rechte der Edlen, denn wenn er Ja sage, so zeuge er gegen einen. Darauf macht ihm Quintus klar, daß er den ganzen Stamm treffe, wenn er mit Ja antworte. Da der Stamm nicht verklagt sei, so dürfe er den Bescheid nicht verweigern.

Sehr widerwillig hebt Numerius nun das Wolfsbild auf, und ebenso widerwillig giebt er zu, daß es einem Fabier gehört, und daß dieser es in das Haus des Toten getragen habe. Da keiner sich meldet, daß er das Bild bei friedlicher Begegnung im Hause des Tribunen verloren hätte, so meint Quintus, es sei ein schwer bedrohliches Zeichen und könne ein Zeugnis gegen einen der Stammgenossen werden. Darauf ruft der Konsul nach dem Rechte der Blutgenossen den auf, der das Zeichen zu dem Toten getragen habe, denn er müsse in eigener Not nach ihrem Rechte ihm Antwort geben.

Diesem Verlangen widersetzt sich Quintus, denn der Genosse dürfe sich nicht selbst in die Hand des Richters liefern, er stehe sicher in dem Kreise der Seinen. Sie kennten ihn nicht, wenn der Konsul seinen Namen wisse, dann möge er ihn nennen, und dann solle er ihm mit Ja oder Nein Antwort geben. Da durchbricht Fabius das endlose Geflecht der Worte, diesen Schild von Stroh, wie er das nennt, und erklärt, er werde jeden der Stammgenossen, so viele ihrer auch wären, einzeln fragen und zuerst den eigenen Sohn. Aber nun tritt Sextus hervor und bekennt, daß der Schmuck ihm gehöre, und daß er ihn in der Hand des Toten gelassen habe. Wie von schwerem Alpdruck fühlt sich der Konsul erlöst und wagt wieder zu hoffen. Und der alte Quintus erwähnt, daß er einst mit Schmerz gesehen, wie des Sextus Vater im Thore von Fidenä vom Speere getroffen ins Blut gesunken sei, wie er aber jetzt sich freue, daß der Genosse diesen Tag nicht mehr erlebt habe. Numerius bittet den Marcus, er solle schweigen, da Sextus sein Versehen hochsinnig sühne, wie es dem Edlen zieme. Im Kreise der Genossen sei das alles beraten worden und auch das, daß sie den Sextus schützen wollten, ihn würden sie jedoch gegen den Vater, der ihn kalt opfern würde, nicht zu schirmen vermögen. Darauf fragt der Konsul den Sextus weiter, ob er mit seiner Hand den Tribunen getötet habe. Als dieser die Frage bejaht, da ruft Marcus, der Knabe lügt, er ist ins Haus gesprungen, aber als ihn vor der That grauste, da vollbrachte ich sie mit eigener Hand. Sprachlos beugt sich Cäso über den Altar des Gottes, während Entsetzen die Glieder des Geschlechtes ergreift, daß sich die Stammeshäupter, Vater und Sohn, gegenüberständen. Ruchlos sei zwar die That, aber Wahnsinn das Bekenntnis. Der Konsul erhebt sich nun von dem Altar, und vollkommen gefaßt und mit sich einig, tadelt er zuerst den Sextus, daß er am Altar des Gottes unwahr zu ihm gesprochen habe. Dann beginnt er des Sohnes Vergehen aufzuzählen; er habe den Tribunen in stiller Nacht auf seinem Lager getötet, die Blutsverwandten aufgehetzt und in dem Hause des

Konsuls seinem Zeugen den Tod gedroht. Ehe er jedoch den Spruch fällt, unterbricht ihn Quintus und bittet ihn inne zu halten und als Richter nicht mehr zu thun, als er müsse. Denn unleidlich werde der den Göttern, der sich über menschliches Maß zu hoch heraushebe. Das Ungeheure bleibe das Recht der Götter. Doch der Konsul läßt sich nicht irre machen; er fällt das Urteil dahin, daß sein Sohn ein arger Mörder, und sein Leben dem verletzten Rechte verfallen sei. Wohl, so nimm es mir, meint Marcus, denn du hast es mir gegeben, und möge dir deine That besser gedeihen als mir die meine. O, ich kenne dich, du bist weise, tugendhaft und stark, du sorgst für Rom, dagegen dachte ich nur an die Meinen, du handelst nach dem Rechte, ich ruchlos und frevelhaft. Und doch wird es auch dir traurig sein, und lange, lange wird im Traume dich das Ungeheure quälen. Lange wohl nicht, erwidert der Konsul, denn mein Haar ist ergraut, und ich bin sehr, sehr müde. Da ruft Marcus zornig: ich weiß wohl, daß ich dich nicht erweichen kann, so nimm mich denn hin und thue, was du mußt. Ja wohl, was du mußt, ergreift Quintus das Wort, nun merke aber wohl, du mußt, was wir wollen. Wir ehren das Gesetz der Stadt, doch höher gilt uns das Recht des eigenen Blutes. Noch war Rom nicht gegründet, da wohnten wir schon hier. Manch edles Haus ist ausgestorben, aber wie blühen noch. Und weißt du, weshalb? Weil wir die Kinder pflegten, und je mehr wir hatten, desto größer wurde unser Ruhm. Und was bist du ohne uns? Meinst du, wir haben für dich gelebt, nein, du bist uns verfallen und mußt mit Leib und Leben unserer Ehre dienen. Du bist unser Stolz, und dein Sohn ist es, auf den wir hoffen; es ist unser Vorteil, daß er leben bleibe. Du darfst nicht richten gegen unseren Willen, und wir, wir verweigern dir den Sohn.

Da gebietet der Konsul seinem Oheim Schweigen, denn eher solle die Sonne aus ihrer Bahn weichen, als er von seinem festen Entschlusse. Magst du ihn töten, erwidert Quintus, in deinem Hause, aber du darfst es hier nicht als

Richter im Ringe deiner Geschlechtsgenossen thun. Und wenn du ihn in deinem Hause mordest, so wirst du bei Göttern und Menschen verhaßt sein. Dein Stolz ist so gewachsen, daß dein Herz gefühllos geworden, und da dein Recht ein Frevel ist, so thue ich dagegen Einspruch. Obgleich ihm der Konsul sein Benehmen und seine Rede dem Stammeshaupte gegenüber vorwirft, läßt sich Quintus nicht beruhigen und bleibt bei seinem Widerspruche. Als aber Cäso dennoch trotz des Murrens der Fabier dem Sisenna befiehlt, zu thun, was seines Amtes sei, da verlangt Quintus, daß man ihn fortführe, denn sein müdes Auge solle solchen Greuel nicht mehr sehen. — Der Liktor knüpft unruhig an seinem Gürtel, an dem das Richtbeil hängt, und macht so den Marcus glauben, daß er ihm die Hand binden wolle. Er schilt ihn deswegen; er werde keinen Finger rühren, um das Beil zu hemmen. Er heiße Marcus und sei der Sohn des Konsuls, er habe den Feldherrn der Sabiner im Zweikampf getötet und dreimal die Tusker geschlagen, er werde den Tod furchtlos erleiden. Aber Sisenna will ihn auch gar nicht antasten, vielmehr wirft er das Beil und sich dem Konsul zu Füßen und erklärt, er könne den Marcus nicht töten. Am meisten habe er ihn, den Cäso, geehrt und geliebt und nächst ihm den Marcus. Er habe ihn auf seinen Armen getragen und dem Knäblein die Hand festgehalten, wenn sie nach der blanken Schneide griff. Ferner habe er gehofft, er würde einst noch in der Schlacht, seinen Namen rufend, vor ihm seine Axt schwingen. Darum möge ihn der Konsul töten, aber er könne an den Marcus nicht Hand anlegen. Daß die Fabier dem treuen Knechte zujubelten, macht den Konsul nicht irre; er will nun als Richter den Spruch mit eigener Hand vollziehen. Da stürzt Numerius herzu, ergreift das Beil und schleudert es weit hinweg. Er erklärt dem Konsul, daß der Stamm der Wölfe die fürchterliche That nicht dulden werde. Da das Haupt der Wölfe das Geschlecht verlasse, treulos der Ahnen und taub für ihr Flehen sei, da er sie an das Volk der Gassen verrate und ihre Bitten verhöhne, so verweigern sie ihm den Sohn. Willst du uns mit des Konsuls Macht

bedrohen, dann fürchte unsere Kraft. Wir werden uns dann von dem harten Vater trennen, den Altar vor seinem Hause brechen und ihn anderwärts aufbauen; dich aber, den Feind deines Stammes und den Freund der Menge, werden wir aus der Genossenschaft ausstoßen. Dieser Rede jauchzen die Fabier zu, sie wollen den Sohn entführen und zum Haupte des Geschlechtes wählen. Da springt der Konsul unter sie; wie, ruft er, ihr empört euch gegen mich, den Vater des Geschlechtes, habt ihr vergessen, wer euch in mancher männermordenden Schlacht geführt hat? Zu mir trete, wer die Bilder der Ahnen noch ehrfürchtig anschaut und wer noch hofft, daß ihm einst treue Kinder erblühen. Ihm gegenüber steht sein Sohn und ruft: Zu mir, ihr Wölfe, hier ist die rote Hand. Alle verlassen sie den Konsul, und weil die Meute Blut wittert, treten sie auf des Marcus Seite. Und als nun Cäso sieht, daß nicht einer da ist, dem das Recht der Götter in der wilden Brust lebt, daß selbst die greisen Männer des Stammes, Senatoren und andere Würdenträger, von ihm abfallen, da schilt er sie Meuterer und Meuchelmörder, Untiere seien sie, mit Blut bespritzt. Darum mögen die Rachegeister auf seine Stimme hören und sie friedlos und götterlos in öde Klüfte scheuchen. Verflucht solle der Stamm sein. So wirft er sich vor dem Altar nieder und umfaßt ihn mit seinen Händen. — Noch stehen sie alle in starrem Schrecken gebannt, da meldet Sisenna das Nahen des Konsuls Verginius. Auf seine Frage, wo der Konsul sei, zeigt man ihm den am Altar Hingestreckten. Er fordert, daß man ihn wecke, aber keiner wagt es, denn er spräche mit seinem Gotte. Verginius ahnt, daß schweres hier verhandelt worden, und daß der Konsul nicht zu guten Göttern bete, aber wenn das auch der Fall sei, er müsse ihn rufen. Es geschieht, und auf diesen Ruf erhebt sich Cäso. Verginius meldet ihm nun, daß die Kriegerwahl vorgenommen werden solle, und daß das Volk sich um seinen Sprecher dränge. Dieser neue Führer sei Spurius Icilius. Nun stehen sich die beiden gegenüber, und wenn auch sein Nachbar großes Volk geladen habe, noch führe er, Cäso, auf dem Ackergrund der

5. Scene. V. 553 bis 584

Väter die Sichel. Die Schwäche ist von ihm gewichen, Gang und Stimme sind wie verwandelt, und so nimmt er den kuruliſchen Stuhl ein.

6. Scene. V. 584 bis 754.

Der Konsul Verginius gebietet von seinem kuruliſchen Sitze aus, daß man das Signal erschallen lasse, wodurch das Volk zum Schweigen aufgefordert wird. Nachdem das geſchehen ist, fleht er die Götter um Segen an für das Werk, das die Römer vorhaben. Senat und Volk hätten den Krieg mit Veji beſchlossen, und nun rufe er die reisige Mannſchaft aus allen Gauen auf, und eine gute Vorbedeutung möge an den Namen des Gaues geknüpft sein, den er zuerst lade. Dem Fabier Numerius ist die Rolle übergeben, aus welcher die Mannſchaft verlesen werden soll. Zuerst wird die junge Mannſchaft aus dem Fabiergau an die Schranken gerufen, und als Gaïus Jcilius antwortet, daß sie da seien, wird sein Name genannt. Aufgefordert von Numerius, zu bekunden, ob er den Ruf vernommen, bejaht er die Frage und stellt sich dem Konsul. Doch so wie das geſchehen ist, erklärt der Tribun Jcilius, daß das Volk den Mann verweigere. Zwar behauptet Numerius, daß der Mann dem Konsul und dem Heere angehöre, aber Gaïus gehorcht dem Tribunen und wendet sich fort. Da befiehlt Verginius dem Liktor, er solle den Empörer ergreifen. Nun aber tritt der Tribun vor seinen Sohn und fragt, wer es wage, des Sohnes Haupt zu berühren, da es von seinem Rate beſchützt sei. Als der Konsul den Jcilius daran erinnert, daß das Volk den Krieg mit Veji beſchlossen habe, giebt dieſer zu, daß das in Not und Angst geſchehen sei. Er werde den Spruch des Volkes ehren, und sie möchten nur immer ohne Krieger und ohne Römerheer ins Feld strömen, denn er würde ihnen keinen Mann lassen, sondern jeden schützen, und wenn es zehntausend wären. Da ihm Verginius nun vorwirft, daß er den Konsul und seine Würde verhöhne, weist er ihn darauf hin, wie hart die Patrizier sie getroffen, denn noch sei das geweihte Blut nicht gerächt. Sie, die Plebejer, forderten ein Unterpfand, daß ein menſchlich Recht fortan herrſche und der Bürger vor dem Übermut der Patrizier gesichert sei. Ehe

das nicht verwilligt worden, werde er keine Aushebung gestatten.

Abermals befiehlt Verginius dem Liktor, den Krieger zu ergreifen und abermals schützt ihn der Tribun und ruft die Bürger zu Hilfe. Es scheint, als würde es zum Kampfe kommen.

Nun aber trägt sich ein unerwartetes Ereignis zu. Der Konsul Fabius hat erkannt, daß er bei den Patriziern nicht beliebt und den Plebejern verhaßt sei. Er hat es erleben müssen, daß sein Geschlecht ihn verlassen; für alles das weiß er ein Heilmittel. Darum fordert er den Krieg mit Veji für sich und seinen Stamm. Der Vejenter führe einen Grenzkrieg wie ein Räuber, deshalb wolle er mit seinen Genossen die Gaue schützen. So werde draußen dem Feinde gewehrt, und in der Stadt würden die Seinen keine Unruhen mehr stiften. Dieser gewaltige Entschluß ruft die Bewunderung aller hervor und wird besonders von den Fabiern selbst mit Jubel aufgenommen. Vor Allen preist Marcus seines Vaters Erklärung, denn er habe Sühne gefunden, die vom Fluch erlöse. Dadurch würde ihre Vaterstadt gezwungen, sie zu segnen während sie bis jetzt ihnen zürne. Er befiehlt den Fabiern sich vor ihrem Häuptlinge zu neigen und ihm willigen Gehorsam zu versprechen. Alle folgen der Aufforderung, selbst des Konsuls jüngster Sohn Quintus schließt sich nicht aus. Und als nun Cäso sieht, daß er das Rechte gewählt, überträgt er seinem Mitkonsul Verginius die Sorge für sein Haus. Durch diese Vorgänge werden viele Plebejer tief gerührt und besonders Gaïus Jcilius so bewegt, daß er Waffen verlangt und um die Erlaubnis des Tribunen bittet, mit ins Feld zu ziehen. Da auch andere junge Bürger dasselbe fordern, so haben die Tribunen Mühe, sie zurückzuhalten. Gaïus Jcilius verflucht diesen Tag, und wenn das die Hilfe sei, die der Vater für ihn ersonnen, so mache sie ihn unglücklich und ehrlos. Der alte feste Bauer aber redet ihm zu, er solle nur nicht weichen, er sei niemals seinem Ziele näher gewesen als eben jetzt. Während des haben Fabier dem Konsul die Waffen gebracht und ihm gemeldet, daß die Schar

der Genossen bereit stehe und des Führers harre. Der Konsul umgürtet sich mit dem Schwerte, welches ihm noch einmal treu dienen und dann rosten möge. Als er es zum letztenmale im Kampfe mit Veji getragen, da habe ihm noch sein Bruder zur Seite gestanden. Der Kampf war heiß entbrannt, und der Feind bedrängte die Römer gewaltig. Sein Bruder aber warf die geweihten Zeichen in die Schar der Vejenter, rief die Todesgöttin an und sprang dann vorwärts in den wogenden Schwall der Gegner. Er fiel zwar, doch den Römern war der Sieg gesichert. Als er nun heimkam mit dem Leichnam, und die Stadt ihm einen herrlichen Triumph beschloß, bat er nur um ein Grab für seinen Bruder. Das wurde ihm gewährt. Viele Tausende begleiteten den Toten zur Ruhestätte, und alle segneten die Fabier. Jetzt habe sich die Liebe in Groll verkehrt, und einsam müßten sie ihre Straße ziehen. Wie sie nun dahinwandeln, ruft ihnen das Volk doch Heil und Segen nach, dann die Größe des Unternehmens hatte den Haß gemildert. Auch der alte Tribun Icilius ist tief bewegt, daß der Gespiele seiner Jugend jetzt dahinscheide, da er seine Hilfe verschmäht habe.

5. Akt.

Dieser Akt ist der kürzeste, denn er enthält nur 550 Verse, die wir in 7 Scenen einteilen. Der Dichter läßt ihn nur in zwei zerfallen. Wir werden später ersehen, weshalb er das gethan hat. Des Dichters erste Scene umfaßt nach unserer Zerlegung vier Auftritte, die zweite drei. Die vier ersten Auftritte spielen im Vorhofe des Vestatempels zu Rom, die drei letzten in einer Felsenschlucht an der Cremera.

1. Scene. V. 1 bis 63.

Vor dem Vestatempel sind Bürger und Landleute versammelt, um zu vernehmen, was sich draußen im Kampfesgefilde ereignet hat. Einer der Freunde und Genossen des Tribunen Icilius hatte sich hinausbegeben, um die Schlacht mit anzusehen. Er erzählt, daß die Übermacht des Feindes zehnfältig gewesen, und doch hätten die Fabier sie angegriffen und besiegt. Schauerlich aber habe das Schlachtfeld ausgesehen; hier und da habe ein toter Fabier unter einem Haufen Feinde gelegen. Man habe ihn nicht feierlich bestatten können und ihm deswegen nur einige Hand voll Erde auf die Brust gestreut. Die Feinde waren ihrer Waffen und ihres Schmuckes nicht beraubt. Lautlos und still war alles, und ebenso klanglos zog die Siegerschar dahin, nur begleitet von dem Geheul der Wölfe, das aus den Schluchten erscholl. Man kann nicht sagen, das sich alle Anwesenden über diesen Sieg gefreut hätten, die, welche klarer sehen, fürchteten die Rache der siegenden Fabier. Aber weder Furcht noch Freude sollte lange währen, denn bald kam trübe,

sehr trübe Botschaft, die ein Hirtenknabe brachte. Die Schar des Konsuls hatte sich in einen Engpaß locken lassen, um reiche Herden von Vejentervieh zu rauben. Wie sie darin waren, stürzten von allen Höhen die Feinde herab, so daß sich kaum der Konsul mit einer kleinen Schar durchschlagen konnte. Aber nicht kehrten die Geretteten zur Heimat zurück, sondern sie zogen gegen Veji hin, so recht dem Feinde zum Trutze. — Was bei dieser Lage der Dinge zu thun sei, will der Tribun Icilius mit den Genossen in aller Stille beraten. Vorher aber habe er noch eine Pflicht zu erfüllen.

2. Scene. V. 63 bis 154.

Vor dem Vestatempel weilte des Konsuls Tochter Fabia und hatte die Trauerbotschaft angehört. Und weil sie das vernommen, bittet Gaïus Icilius dringend den Vater, er möge die Fabier retten, denn er könne es. Wenn er das Volk zum Kampfe aufrufe, würden alle folgen.

Der alte Bauer aber erklärt seinem Sohne, daß er heute die Fabier nicht retten wolle, selbst wenn er dazu imstande sei. Und so sehr Gaïus auch fleht und darum bittet, daß wenigstens ein Sturm versucht werde, so bleibt der Vater fest. Er kenne die Fabier besser als sein Sohn und wisse, daß sie nie verzeihen würden, was geschehen. Für die Plebejer sei es Rettung gewesen, daß sie freiwillig fortgezogen seien; niemand hätte sie dazu gezwungen, dies fast frevelhafte Unternehmen zu wagen. Auch ihm ginge das Geschick des großen Hauses zu Herzen, denn der hohe Konsul sei sein Jugendgespiele. Er habe ihm die Hand zur Rettung geboten. Da jener sie zurückgestoßen, möge er nun auch die Folgen tragen. So treten sich Vater und Sohn in unlösbarem Gegensatze gegenüber. Der Sohn fühlt einmal als Römer die Schmach, welche der Vejenter seiner Vaterstadt zufügt, dann aber erkennt er ferner, daß für ihn die Geliebte verloren sei. Wenn die Fabier erliegen, so könne er doch eine Tochter dieses Hauses niemals heimführen; wie dürfte sie unter das Dach seines Vaters treten, der da hätte retten können und es nicht gewollt. Alles das bewegt den Spurius nicht zur Nachgiebigkeit. Er habe sich erbitten lassen, des Sohnes tollkühnes Unternehmen zu unterstützen, und es sei

ihm gelungen, seinen Wunsch an das gemeine Wohl zu schmieden. Was er ersehnt, das wolle nun das ganze Volk. Er erwerbe für ihn die Gattin und verschaffe den Plebejern Rettung. Daraufhin sei er Tribun geworden. Nun müsse er dem Zuge des Schicksals folgen, und sein Sohn versuche vergebens, ihn umzustimmen.

Scheinbar unterwirft sich Gaïus, ist aber doch fest entschlossen, seinen besonderen Weg zu gehen. Er erbittet sich nur noch vom Vater die Erlaubnis, sich mit der Fabia unterreden zu dürfen. Anfangs verweigert sie Spurius, dann giebt er in der Hoffnung nach, daß sein Sohn dadurch vielleicht umgestimmt würde.

So treffen sich denn Gaïus und Fabia zum letztenmale. 3. Scene V. 154 bis 262. Als er sie als eine arme Waise beklagt, da bittet sie ihn, das nicht zu thun. Man habe sie gelehrt, daß ihr Geschlecht von den Göttern stamme, daß es ihnen gezieme, so lange zu leiden, ohne zu klagen, bis der Tod die Glieder löse und sie dann Frieden hätten.

Wie er ihr in das bleiche, thränenlose Antlitz schaut und sieht, wie sie den Schmerz bezwingt, da wünscht er, daß sich dieses tiefe Weh in sanfte Thränen lösen möge. Und obgleich er ein Mann ist, so schämt er sich nicht, durch seine Thränen zu zeigen, wie gewaltig ihn ihr Weh ergriffen habe.

Da bricht ihre mühsam behauptete Fassung zusammen, und sie klagt, wie sie nun ganz einsam und verlassen und um sie alles tot und öde sei. Schon frühe habe sie die Mutter verloren; nun sei auch der Vater im Groll von ihr geschieden, und die Brüder hätten ihr den Abschiedsgruß verweigert. Sie bittet den Gaïus, er möge ihren Stamm erretten; sie wisse, er könne es, denn er sei ein Held. Er werbe um die Tochter des Konsuls und wolle den Vater dem Schwerte der Feinde überliefern. Und als Gaïus ihr zugesteht, daß ihre Klage gerecht sei, und er von ihr Abschied nimmt, um ihrem Vater zu Hilfe zu eilen, da hält sie ihn doch wieder zurück. Nun wird ihr der unlösbare Gegensatz klar, in den sie beide verstrickt sind. Wenn er geht, dann muß sie fürchten, daß die Ihren ihn ermorden werden; er

solle die Fabier wie die Pest fliehen, er solle auch sie meiden, denn sie sei vom Stamme der Fabier und würde sie und ihn töten. So sinkt sie flehend zu seinen Füßen und hält seine Hand umklammert. Die Bitterkeit der Stunde fühlen die beiden jungen Seelen aufs tiefste; wie herrlich könnte ihnen das Leben blühen, und nun müssen sie doch jeder Hoffnung entsagen; nur eines blieb ihnen, das Ende würdig zu wählen. Gaïus entscheidet sich dahin, es sei seine Pflicht, zu dem Heere zu eilen. Sie habe ihn einst gesegnet und Anteil an seinem Lose gefordert, heute mahne er sie an jene Stunde. Er fordere seinen Anteil an dem Lose der Ihrigen und bitte sie, ihn zu segnen. Da legt sie ihm die Hände aufs Haupt und weiht und segnet ihn zum Tode, ihn, der ihr das Liebste auf Erden ist. Zum ersten und letztenmal küßt er sie als sein holdes Weib. Scheidend hat sie nur noch einen Auftrag für ihn. Wenn er jemals ihren Vater noch sähe, möge er ihm sagen, daß seine Tochter, von der er zürnend schied, doch nicht unwert gewesen sei, sein Kind genannt zu werden. Nun will sie still durch eine öde Welt hinwandeln.

4. Scene. V. 264 bis 329.

Der Liktor ruft, wie gebräuchlich die Ankunft des Konsuls verkündend. Und als Verginius erschienen, befiehlt er, daß der Tribun Icilius geladen werde. Nun weiß der alte Bauer, daß der Sieg ihnen gehöre und er läßt seinen Sohn herbeiholen, damit er sich mit ihm freue. Der Konsul beginnt die Verhandlung, indem er darauf hinweist, daß er die Plebejer zum Tempel der Vesta geladen, wo das Herdfeuer der Stadt lodere. Daraus würden sie erkennen, daß man Versöhnung suche.

Nun möchten aber auch die Plebejer ihnen nicht halsstarrig entgegentreten. Das würden sie nicht, erwidert Spurius; vielmehr vertrauten sie dem Konsul Verginius, denn sie kennten ihn als einen wohlwollenden, verständigen Mann. Nun denn, so möge Spurius die Plebejer veranlassen, die bis jetzt verweigerte Hilfe zu gewähren, denn es sei neue Trauerkunde gekommen. Man möge bedenken, daß die Bedrängten doch auch Römer seien. Wohl findet es Spurius natürlich, daß der Konsul um die Standesgenossen

klage, aber auch die Plebejer hätten den ermordeten Tribunen zu rächen. Sie wollten nicht das Verderben der Fabier, aber ehe nicht das Eheverbot aufgehoben sei, würde kein Mann verwilligt. Eben ist Verginius im Begriffe, es auszusprechen, daß Konsul und Senat diesem Verlangen nachgeben wollten, da kommt dem Spurius Icilius die Botschaft, sein Sohn sei nicht mehr in Rom, sondern zum Konsul Fabius geeilt. Entsetzen ergreift den alten Bauern, denn er weiß, daß ihm jetzt sein einziger Sohn verloren sei, daß er sein junges Leben zu den Toten geworfen habe. Diesen Augenblick des Schreckens benutzt der Konsul und fordert den Tribunen auf, er solle zu den Waffen rufen, um auch seinen Sohn zu retten. Aber den klugen, zähen Bauern vermag Verginius nicht zu überlisten. Zwar sei ihm sein Sohn sehr lieb, aber der Bauernknabe sei es doch nicht wert, daß der Konsul um ihn so besorgt sei. Wenn Verginius nichts mehr zu künden habe, dann seien sie fertig mit einander, und dann wolle er heimkehren. Wie sehr auch der Schmerz seine Brust durchtobt, er weiß sich männlich zu fassen. Noch einmal versucht der Konsul auf ihn einzuwirken. Er wisse, daß Spurius für seinen Sohn um ein Kind des Adels werbe. Wenn der Tribun zaudere, würde er den Sohn verlieren, und dann wäre ihm der Kampfpreis entrissen. Das weiß der Bauer, er weiß, daß sein Sohn sterben wird und mit ihm auch er, aber der junge Konsul solle von ihm lernen, daß ein alter Händler schwer zu überlisten sei. Nun endlich giebt Verginius nach und erklärt, daß fortan die Ehe zwischen Patriziern und Plebejern gestattet sein solle, jetzt möge man zum Kampfe ausziehen, und nach dem Siege solle dann der Herold das neue Gesetz ausrufen. Aber der Tribun erinnert sich, wie schon mehrfach die Patrizier vor dem Kriege etwas versprochen und nach dem Kriege ihr Wort nicht gehalten hätten, darum solle erst das Gesetz beschworen und verkündet werden und dann würde man ins Feld ziehen. Konsul und Tribun eilen in den Senat, nachdem sie vorher alles zum Ausmarsch bereitet haben.

Die drei letzten Scenen spielen in einer Felsenschlucht an der Cremera nicht weit von der Stadt Veji. Oben auf der Fläche, zu der die Schlucht hinaufführt, steht das Zelt des Konsuls Fabius.

5. Scene. V. 329 bis 401. Vor dem Zelte auf den Stufen der Felsenterrasse lagern die noch übrigen Fabier, unter ihnen der verwundete Numerius. Der Liktor Sisenna steht wachehaltend oben. Ein Teil der Stammgenossen schleppt Schanzpfähle herbei, um die Stellung zu befestigen. Sehr verschieden ist die Stimmung unter dem Heere. Während einige lustig scherzen und das Glück der Würfel versuchen möchten, sind andere ernst und ungesellig, vor allem Marcus, dessen Heldenthaten sie alle begeistert preisen. Er stehe finster hier und der Konsul dort; es seien zwei grimme Bären, von denen sie regiert wurden. Mit ihrem Leben müßten sie den Streit bezahlen. Unter den Vettern war Lucius dem Marcus der liebste. Und da er sich diesem teilnehmend naht und Marcus klagt, daß aus dem Gestein ein kalter Hauch dringe und ihm der Leib im Panzer frierend schaure, bietet er ihm seinen Mantel. Mit Dank nimmt Marcus ihn an, und dem geliebten Vetter gegenüber öffnet sich das gequälte Herz. So seltsam es erscheinen möge, wenn unter Mord und Tod seine Seele in verschwundene Zeiten zurückeile, so sei es doch also, und Lucius würde sein nicht spotten. Das liebe Bild der Mutter, die ihn so gerne geküßt, schwebe vor seinen Augen, und er höre seinen älteren Bruder sprechen, der doch schon als Knabe gestorben, er sehe sich mit verhülltem Haupte an der Totenbahre liegen. Er wisse nicht, wie es zugehe, daß er an alles dies denken müsse. Ach, er sei sehr, sehr müde. Da eilt sein jüngster Bruder herbei, den er im Kampfe so geschützt hatte, daß er nur leicht verwundet war. Ihn, der vom Vater kommt, fragt er, wie es dem Feldherrn ergehe. Und als er hört, daß er ernsthaft dasitze, forscht er weiter, ob er sich gütig dem Bruder erzeigt habe, und vernimmt, wie der Vater ihn nicht von seiner Seite lasse. Marcus schickt den Knaben fort, denn wenn er ihn hier sähe, würde er ganz zur Memme. Um den Vetter auf andere Gedanken

zu bringen, weist Lucius nach der Gegend, wo Rom hinter Wolken liegt. So widerwärtig auch die Plebejerstadt sei, würde ihm doch das Auge trübe, wenn er an sie denke. Damit leitet er eine Forderung ein, die Marcus dem Konsul vortragen solle. Das Geschlecht wolle wissen, was das Stammeshaupt mit ihnen vorhabe, denn undeutlich und grausenhaft sei ihnen sein Thun.

Der Konsul hat in seinem Zelte die Aufforderung seiner Geschlechtsgenossen gehört und tritt nun heraus, um ihnen zu antworten. Es sei, so führt er aus, der Stolz in ihren Seelen so gewachsen, daß sie sich über Recht und Ordnung erhoben hätten. Sie hätten gemordet und Tod gesonnen, das Gesetz der Stadt nicht geachtet und die Ehrfurcht vor den Ahnen nicht bewahrt. Weil nun im Bann der Mauern und Altäre nicht mehr Platz geblieben sei für ihre überschäumende Kraft, deshalb habe er sie in die Wildnis geführt. Jetzt sei ihre Heimat Wald und Feld, jetzt seien sie den Todesgöttern geweiht, und alle die Waffenfähigen seien verfehmt. Darum solle sich, solange er atme, kein Fuß nach Rom zurückwenden. Als alle starr und bleich dastehen, kehrt sich Marcus zu ihnen. Höhnend antwortet er zuerst auf die Rede des Konsuls. Sie seien große Fürsten gewesen, die anders fühlten als der Sinn gewöhnlicher Menschen, der die Freunde herzlich liebt und die Feinde tötlich haßt. Dann redet er die Vettern an, die ihm so treu gewesen, nur allzutreu; hier stehe er, der ihren Tod verschuldet; auch die Toten heben sich von der Erde gegen ihn, blicken ihn drohend mit ihren starren Augen an, werfen klagend mit ihren müden Händen Staub auf seine Brust. Nun denn, senkt mich hinab; ich bin der Mörder des Geschlechtes. Nicht magst du, Herr, sterben und auch nicht der Bruder, wirf mich hinaus und schone die noch Lebenden. Noch wandeln sie auf der Erde; darum halte du nicht als Fürst der Tiefe ein Totengericht und laß nicht die Sonne und die Sterne dieses Grauen schauen. Aber den Konsul beugt er nicht; der schilt ihn ob dieser Rede und fordert, daß er tragen soll, was sie verschuldet hätten. — Das ist dem rohen Numerius zu viel.

6. Scene. V. 401 bis 475.

Du drohtest, ruft er dem Cäso zu, wir sollten nicht nach Rom zurückkehren, so lange du lebtest; wohlan, auch du bist sterblich. Soll ein Geschlecht von hochgesinnten Männern von der Erde schwinden, weil das Haupt des Stammes vom Wahnsinn ergriffen ist? Es ist die höchste Pflicht, die ich kenne, den Stamm erhalten. Freilich trifft den der Fluch, der den Häuptling tötet; aber ich will es wagen, will ihn erst niederstoßen und dann mich erdolchen. Ich will die andern erlösen, daß sie zurückkehren und den Stamm erhalten können. Das war zu viel, und darum hindern ihn die andern Fabier, er solle ihren Feldherrn nicht bedrohen, sie wollten nicht nach Rom zurück. Dort würde jeder Knabe, den sie aufzögen, dem feigen Vater ins Gesicht speien. Nun wohl, meint Numerius, du Cäso hast gesiegt und jetzt geht alles zu Ende.

Da tritt der beste Freund des Marcus, Lucius, versöhnend zwischen die erregten Parteien und weiß das rechte Wort zu finden. Sie sterben nicht an dem Fluche des Konsuls, sondern, weil sie gehorsam seien dem Haupte des Stammes. Er hätte sie im finstern Zorne hierher getrieben und dem Bürgerrecht geopfert, aber sie trügen Wehr und Waffen, die sie auch von ihm lösen könnten. Doch sie wollten heute sühnen, was sie gegen ihn verbrochen, und wie sie frei nach dem Rechte der Edlen gelebt hätten, so wollten sie auch sterben, weil es ihr Wille sei.

7. Scene. V. 475 bis 550.

Da ertönen die Hörner zum Kampfe. Aber ehe es zum letzten Streite kommt, da bekennt der Konsul seinem Sohne Marcus seine Schuld. Er habe in seinem Stamme den Trotz groß gezogen und sei zu stolz gewesen auf sein Geschlecht. Nach Pflicht und Gewissen habe er gehandelt, aber als er dem Sohn das Urteil gesprochen, habe er zugleich sich selbst gerichtet. Da erkennt Marcus die Liebe seines Vaters, und beide sind vor dem letzten Kampfe versöhnt. Zuletzt nur bittet Marcus noch, daß der Vater den Quintus retten möge, dessen Schuld doch gering sei, dann stürmt er in die Feinde. Der Stolz des alten Cäso ist gebrochen, und er fleht die Götter an, daß sie den Knaben verschonen möchten. —

Da kommt Icilius und findet noch den Alten und das Kind; er rettet den Quintus und soll sich auf Wunsch des Konsuls mit seinem Segen selbst retten. Das aber will Icilius nicht; ihn habe der Konsul zum Heere bestimmt, nun stelle er sich, und als Sohn des Nachbarn komme er zu Gast. Einst habe er mehr gewünscht, jetzt wolle er vor ihm fechten. — So geschiehts; er tötet den Häuptling der Vejenter, den Tarchna, wird aber, wie auch der Konsul, zum Tode verwundet. Endlich langt die Hilfe von Rom an, doch zu spät. Der Konsul kann nur noch die Götter bitten, daß sie Versöhnung den Geschlechtern und dem Volke gewähren möchten.

III. Dramatischer Aufbau.

Wenn wir die Frage beantworten wollen, ob ein Drama den dramatischen Regeln gemäß aufgebaut ist, müssen wir uns zunächst darüber geeinigt haben, welchem Gesetzgeber der dramatischen Technik wir uns anschließen wollen. Da uns nun bekannt ist, daß G. Freytag eine Technik des Dramas verfaßt hat, so ist es natürlich, daß wir diese zur Richtschnur nehmen. — Der Dichter nennt die Fabier ein Trauerspiel, also ein Drama. Da fragt es sich zunächst, was versteht er unter „dramatisch"? „Dramatisch, sagt er S. 16 (der Ausgabe von 1863), sind diejenigen starken Seelenbewegungen, welche durch ein Thun aufgeregt werden." Und weiter: „Nicht dramatisch ist die Aktion an sich und die leidenschaftliche Bewegung an sich. Nicht die Darstellung einer Leidenschaft, welche zu einer That leitet; nicht die Darstellung einer Begebenheit an sich, sondern ihre Reflexe auf die Menschenseele ist Aufgabe der dramatischen Kunst" und S. 17: „Was *wird*, nicht, was als ein Gewordenes imponiert am meisten."

Es hat sich in der neueren dramatischen Kunst der Gebrauch festgesetzt, das Stück in fünf Akte zu teilen. Man würde irren, wollte man annehmen, daß dies willkürlich sei. „Das Drama stellt, nach Freytag S. 91, in einer Handlung durch Charaktere, vermittelst Wort, Stimme, Gebärde diejenigen Seelenprozesse dar, welche der Mensch vom Auftauchen eines Eindrucks bis zu leidenschaftlichem Begehren und zur That durchmacht, so wie die Seelenprozesse, welche

durch eigene und fremde That aufgeregt werden. Der Bau des Dramas soll diese beiden Gegensätze des Dramatischen zu einer Einheit verbunden zeigen, Ausströmen und Einströmen der Willenskraft, das Werden der That und ihre Reflexe auf die Seele, Satz und Gegensatz, Kampf und Gegenkampf, Steigen und Sinken, Binden und Lösen. In jeder Stelle des Dramas kommen beide Richtungen des dramatischen Lebens, von denen die eine die andere fordert, in Spiel und Gegenspiel zur Geltung; aber auch im Ganzen wird die Handlung des Dramas in die Gruppierung seiner Charaktere zweiteilig. Diese zwei Hauptteile des Dramas sind durch einen Punkt der Handlung (S. 92), welche in der Mitte derselben liegt, fest verbunden." Dadurch ist die Fünfteilung der dramatischen Handlung gegeben: nämlich a) Einleitung, b) Steigerung, c) Höhepunkt, d) Fall oder Umkehr, e) Katastrophe. Selbst wenn das Drama nur drei oder gar nur einen Akt hat, muß sich diese Dreiteilung finden lassen. Jeder Akt zerfällt, wie bekannt, wiederum in mehrere Scenen. Wenn die Scenerie zu häufig wechselt, so kommt eine große Unruhe in die Handlung. Das hat der Dichter dadurch vermieden, daß sich jeder der ersten vier Akte an einem Orte abwickelt. Der erste Akt spielt vor dem Hause der Fabier, der zweite auf dem Forum vor der Curia Hostilia, der dritte im Atrium des konsularischen Hauses und der vierte auf dem Marsfelde. Den fünften hat der Dichter in zwei Hauptscenen geteilt, während er in den anderen Akten eine Zerlegung in Scenen nicht vorgenommen hat. Die erste Scene des Schlußaktes wird im Vorhofe des Vestatempels entrollt, die zweite, die Schlußscene, in einer Felsenschlucht an der Grenze des römischen und vejentinischen Gebietes.

Es ist selbst begabten Dichtern oft recht schwer geworden, den vierten von dem fünften Akte scharf zu sondern. Auch Shakespeare ist bisweilen daran gescheitert, woraus es sich erklärt, daß bei manchen seiner Stücke von verschiedenen Herausgebern diese Akte verschieden abgegrenzt sind. (Technik S. 160 und 161.) Eins der Dramen, welches am regel-

rechtesten gebaut ist, dürfte Schillers Maria Stuart sein. Der erste Akt schildert die traurige Umgebung der Maria, der zweite den glänzenden Hof ihrer Gegnerin Elisabeth, der dritte erzählt uns, wie die Königinnen einander schalten und erinnert lebhaft an Brunhildes und Chriemhildes Streit im Nibelungenliede. Der vierte endet damit, daß Elisabeth das Todesurteil unterschreibt und der fünfte mit der Hinrichtung der Maria.

Jeder einzelne Akt soll womöglich eine Zweiteilung und einen Höhepunkt enthalten. Der erste Akt giebt die Einleitung. Wie das ganze Drama zweiteilig ist und wie seine beiden Teile durch einen dritten verbunden sind, so auch dieser Akt. Der zweite Teil enthält eine Steigerung gegenüber dem ersten und leitet somit zum folgenden, dem zweiten, dem Akte der Steigerung hin.

Erster Teil des ersten Aktes:

Erntefest. — Sicanius und Tarchna. — Sicanius und die Fabier.

Überleitende Scene:

Die Fabier und Spurius Icilius.

Zweiter Teil:

Gaïus Icilius. — Fabia. — Des Konsuls Cäso Fabias erstes Auftreten.

Überleitende Scene:

Einwirkung auf ihn. Sein Widerstand und des Gaïus Icilius Hoffnung.

Der zweite Akt ist der Akt der Steigerung. Das zeigt uns schon die erste Scene. Sie entspricht genau der ersten Scene des ersten Aktes. In dieser sahen wir den Tribunen Sicanius mit dem Vejenter Tarchna verhandeln und fanden ihn dann im Streite mit den Fabiern. In der ersten Scene des zweiten Aktes hören wir von ihm, daß er im römischen Senate gegen die Patrizier auftritt, und treffen ihn darauf im bittersten, leidenschaftlichsten Wortwechsel mit den Fabiern, dessen Schluß schon das kommende Ereignis andeutet. — Wie im ersten Akte nach der Aufregung der ersten Scene eine ruhigere Scene zu dem Höhepunkt des

Aktes überleitet, so auch hier im zweiten Akte zwei Scenen; doch sind auch diese überführenden Scenen weit aufregender als die im ersten Akte und weisen auf weitere ernste Verwickelungen hin. Dann kommen wir zum Höhepunkte des Aktes, in dem die Ermordung des Tribunen geschildert wird. Der zweite Akt schließt mit einer Scene, in der wie in der Schlußscene des ersten Aktes eine Hoffnung ausgesprochen wird, deren Erfüllung nach den dargestellten Ereignissen nicht mehr ganz unwahrscheinlich erscheint.

Der dritte Akt enthält den Höhepunkt des Dramas. Der Hauptteil dieses Aktes ist die Unterredung des Konsuls Fabius mit Spurius Icilius. Nach den Aufregungen des zweiten Aktes wird man beruhigt durch die schöne idyllische Scene, in der Fabia und Icilius sich finden, dann wird man allmählich auf die Hauptscene durch die eintreffenden Botschaften hingeführt. Hier nun ist es geboten, einen Augenblick innezuhalten und Folgendes zu beachten.

G. Freytag sagt S. 92 u. f.: „Diese Mitte, der Höhepunkt des Dramas, ist die wichtigste Stelle der Konstruktion, bis zu ihm steigt, von ihm ab fällt die Handlung. Es ist nun entscheidend für die Beschaffenheit des Dramas, welche von den beiden Brechungen des dramatischen Lichtes in den ersten und welche in den zweiten Teil als die vorherrschende gesetzt wird, ob das Ausströmen oder Einströmen, ob das Spiel oder das Gegenspiel den ersten Teil erhält. Beides ist erlaubt.“ Und weiter: „Entweder wird die Hauptperson, der Held des Stückes, so eingeführt, daß sich Wesen und Eigentümlichkeit desselben noch unbefangen ausspricht. Oder das Drama stellt den Helden beim Beginn in verhältnismäßiger Ruhe unter Lebensbedingungen dar, welche fremden Gewalten einen Einfluß auf sein Inneres nahe legen. Diese Gewalten, die Gegenspieler, arbeiten mit gesteigerter Thätigkeit so lange in die Seele des Helden, bis sie denselben auf dem Höhepunkt in eine verhängnisvolle Befangenheit versetzt haben, von welcher ab der Held in leidenschaftlichem Drange begehrend, handelnd abwärts bis zur Katastrophe stürzt.“

Das vorliegende Drama steigt im Gegenspiel auf. Darum übergiebt der Dichter, wie Schiller das liebt, den Gegenspielern im ersten Teile die Führung, dem Hauptheldeu aber erst im zweiten. In der Hauptscene des dritten Aktes wird zugleich die Grundidee des Stückes klar, welche auch den Charakter des Fabius ausspricht. Da sagt Spurius Icilius zum Konsul Fabius:

O Fabius, du bester unsrer Herrn,
Sei minder adlig, du wirst weiser sein.

Und an einer andern Stelle:

Unmenschlich wird die Höhe, der du nahst,
Der Fels, den du berührst, er springt zu Thale
Und schmettert furchtbar in dein eignes Dach.

Und im vierten Akte heißt es:

Halt ein! Thu nicht mehr, Richter, als du mußt.
Unleidlich wird den Göttern, wer sein Haupt
Zu hoch heraushebt aus bescheidnem Maß,
Das sie in Pflicht und Kraft dem Manne setzten,
Das Ungeheure bleibt der Götter Recht.

Sterbend erkennt Cäso Fabius seine Schuld, indem er ausruft:

Und scheidend heb' ich meine Hand und flehe:
Ihr Ew'gen duldet nur den Männermut,
Der maßvoll sich bescheidet.

In dieser Hauptscene tritt das tragische Moment dadurch ein, daß der Konsul durch Spurius Icilius die Gewißheit erhält, einer der Fabier sei der Mörder (vgl. Freytag S. 88). Hierdurch wird der Konsul aus seiner bisherigen Ruhe aufgescheucht und zum Handeln bewogen. Und damit tritt die Wendung im Drama ein, die „Peripetie" heißt. Durch dieses Moment wird eine kräftige Bewegung des zweiten Teiles hervorgebracht. Der dritte Akt schließt mit dem Ausspruch des Konsuls, daß er an dem Tage zwei Kinder verloren habe und wohl auch noch das dritte, das liebste Kind, wird daran geben müssen.

4. Akt.

Wie in Schillers Maria Stuart der vierte Akt damit endet, daß das Todesurteil der schottischen Königin unterschrieben, und der fünfte damit, daß es vollzogen wird, so ähnlich in diesem Stücke.

Der Höhepunkt des vierten Aktes ist in der Scene enthalten, in welcher der Konsul Fabius Gericht in seinem Stamme hält und erfährt, daß sein Sohn der Mörder des Tribunen sei. Zu diesem Höhepunkt führen einleitende Slenen, in denen wir erstens hören, daß Spurius Icilius Volkstribun geworden sei, dann vernehmen wir aus dem Munde der Fabia, daß man ihm in ihrem Geschlechte den Tod gedroht habe. Zuletzt erkennen wir aus den Reden der Fabier, daß dem Konsul werde heftiger Widerstand geleistet werden. Nach der Hauptscene folgt eine weiter führende Scene, durch die der Konsul zu dem folgenschweren Entschluß getrieben wird, mit seinem Stamme allein den Krieg gegen Veji zu führen. Damit hat er für sich und sein Geschlecht das Todesurteil ausgesprochen. Und so schließt denn auch der Akt mit den prophetischen Worten des Spurius Icilius:

> Des Alten Hilfe hast du stolz verschmäht,
> Gespiele meiner Jugend, fahr dahin!

5. Akt.

Der Höhepunkt dieses Aktes findet sich in der Scene, in welcher Spurius Icilius mit dem Konsul Verginius verhandelt. Auf ihn werden wir vorbereitet durch die Unterredung des Spurius mit seinem Sohne und durch den Abschied des Gaïus Icilius von der Fabia. Nach dem Höhepunkt folgt rasch die Katastrophe. — Durch den Untergang der Fabier ist die Versöhnung der Geschlechter mit dem Volke möglich geworden.

Verteilung der Scenen unter Gegenspiel und Spiel.

1. Akt.

Der Führer des Gegenspieles ist in diesem und dem zweiten Akte Sicanius. In diesem finden wir ihn in der ersten und zweiten Scene, in der dritten tritt zum erstenmale der zweite Gegenspieler Spurius Icilius auf. Die erste Einwirkung auf den Hauptheldeu zeigt uns die vierte und fünfte Scene.

2. Akt.

Der Führer des Gegenspieles ist in der ersten Scene wieder Sicanius. Weitere Einwirkung auf den Hauptheldeu.

Der zweite Gegenspieler tritt in der zweiten und dritten Scene auf.

Das Ende des ersten Gegenspielers schildert die vierte Scene. Die fünfte gehört dem zweiten Gegenspieler.

3. Akt.

Die erste und zweite Scene enthalten eine Nebenhandlung, die aber für den zweiten Gegenspieler wichtig ist.

In der dritten, vierten und fünften Scene treibt endlich das Gegenspiel des Spurius den Haupthelden dazu, daß er die Führung des Spieles übernimmt, und das zeigt er in der sechsten und siebenten Scene.

4. Akt.

In diesem Akte gehört die erste, zweite und dritte Scene dem zweiten Gegenspieler, die vierte und fünfte dem Haupthelden.

In der sechsten bringt das Gegenspiel den Haupthelden zu dem entscheidenden Entschluß.

5. Akt.

In den vier ersten Scenen ist der zweite Gegenspieler maßgebend, in den drei letzten aber der Haupthelд.

IV. Geschichtliche Grundlage.

G. Freytag sagt in der Technik des Dramas S. 13 Folgendes: „Dem Historiker ist der Thatbestand selbst und die Bedeutung desselben für den menschlichen Geist der höchste Fund. Dem Dichter ist das Höchste die eigene Erfindung, durch welche er schöne Wirkungen hervorbringt, ihr zuliebe wandelt er behaglich spielend den wirklichen Thatbestand." Und weiter S. 15: „Einen Stoff nach einheitlicher Idee künstlerisch umbilden, heißt ihn idealisieren. Die Personen des Dichters werden deshalb gegenüber ihren Stoffbildern aus der Wirklichkeit mit einem bequemen Handwerksausdruck Ideale genannt." Ferner verlangt G. Freytag von dem Dichter eines solchen Stückes, daß er sehr genaue historische Studien vornehme, daß er seine Seele mit dem Kolorit der Zeit erfülle und dann uns die historischen Begebenheiten und Charaktere, die uns nicht immer verständlich sind, menschlich näher bringe und erkläre. Es darf und soll der Dichter nicht historisch bekannte Namen und Thatsachen in ganz anderer Art und Weise darstellen, als sie wirklich gewesen sind. Er erregt nämlich dadurch in dem kundigen Leser und Hörer einen nicht angenehmen Zwiespalt. Denken wir nur an Schillers Don Carlos. Schiller kannte bei dem damaligen Stande der historischen Forschung keinen andern Carlos als den, welchen er geschildert hat. Wir hingegen wissen, daß er ganz anders gewesen ist, und das beeinträchtigt in etwas die Wirkung des Stückes.

G. Freytag hat das historische Kolorit sehr treu bewahrt und vorzügliche Studien für seine Arbeit gemacht. Wenn nicht alle Einzelheiten stimmen, so erkennt man leicht bei jeder Abweichung, weshalb er sie vorgenommen hat. Er fordert (S. 44) ferner, daß die Handlung des ernsten Dramas wahrscheinlich sei. Um klar zu werden, ob er diese seine Forderung erfüllt hat, wollen wir Folgendes beachten. Alle Kenner der römischen Geschichte sind darin einig, daß der Kampf zwischen Patriziern und Plebejern ein großartiges Schauspiel darbietet. Man sieht auf der einen Seite die Patrizier mit Zähigkeit ihre Vorrechte verteidigen und auf der andern die Plebejer mit Ausdauer nach und nach, Schritt für Schritt die Gleichstellung erringen. So streiten die beiden Teile des römischen Volkes von der Vertreibung der Könige an bis zu den Licinischen Gesetzen und bis zum Jahre 300 v. Chr., bis endlich das Ziel erreicht ist. Diese Fehde führt uns der Dichter vor Augen. Er läßt im Stücke den Tribunen Sicanius sagen: die Patrizier teilten mit den Plebejern nur die Luft, nicht Ehe, nicht Gericht und auch die Würden nicht. Er setzt zunächst bei dem Leser voraus, daß er wisse, was unter Patriziern und Plebejern zu verstehen sei. Da die Beantwortung dieser Frage nicht ganz leicht ist und namentlich nicht die nach dem Ursprunge der Plebejer, so geht er in dem Stücke von der Thatsache aus, daß diese zwei Teile des römischen Volkes vorhanden sind. Daß im Gegensatze zu den Patriziern die übrige Menge der Römer nach einigen Forschern noch in Plebejer und Klienten zerfällt, klingt uns in dem Stücke hier und da leise an, wenn der Dichter von dem Gegensatze spricht, in dem die angeschwemmte Menge in Rom zu der seßhaften Bauernschaft steht. Doch damit genug. Natürlich kann es dem Dichter nicht in den Sinn kommen, zu schildern, wie die Plebejer eine Würde nach der andern erobert und so endlich die Gleichstellung errungen haben. Er hat mit sehr richtigem Blicke den Kernpunkt heraus gefunden. Es war für viele Patrizier eine Erlösung, daß die Ehe freigegeben wurde. Was halfen dem armen Patrizier alle

Ehrenvorrechte, wenn er kein Geld hatte, sie aufrecht zu erhalten; nach Freigebung der Ehe konnte er eine reiche Plebejerin heiraten und so seine Lage verbessern. Und wenn das geschehen, war es ihm doch nicht gut möglich, seine reichen plebejischen Verwandten schnöde zu behandeln.

Darum hat sich der Dichter auch nicht gescheut, einen Anachronismus zu begehen. Der Untergang der Fabier fällt in das Jahr 477 und die lex Canuleja, durch welche die Ehe freigegeben wurde, in das Jahr 445. Solche Anachronismen finden sich im Wilhelm Tell, im Egmont und besonders im Don Carlos. Während in diesem die Haupthandlung vor der Zeit spielt, ehe Alba in die Niederlande geht, hat Schiller eine Scene eingelegt, die sich nach dem Untergange der Armada, also 20 Jahre später zutrug. Man hat schon längst anerkannt, daß er das gethan hat, um den Charakter König Philipps klar herauszuheben. So werden wir auch unsern Dichter nicht tadeln können, wenn er den Untergang der Fabier mit der lex Canuleja in Verbindung bringt. Kleinere Anachronismen stören gar nicht, so der Umstand, daß die Fabier erst nach zweijährigem glücklichen Kriege gegen die Vejenter erlagen, während das im Stücke schneller vor sich geht. Der Dichter hat besonders das zweite Buch des Livius benutzt.

Die Stellen des Livius, welche für die Geschichte der Fabier wichtig sind, sind folgende, die wir mit einigen einleitenden Worten anführen.

Spurius Cassius Viscellinus, der das Ackergesetz gegeben und sich dadurch den Haß der besitzenden Stände zugezogen hatte, wurde getötet, wie einige behaupten, von seinem eigenen Vater; Livius aber sagt II c. 41: Ich finde bei einigen, und das ist wohl wahrscheinlicher, daß er von den Blutrichtern C. Fabius und L. Valerius des Hochverrates angeklagt worden sei. Durch Urteil des Volkes wurde er verdammt und sein Haus von Amts wegen zerstört. Mag nun jenes Urteil über ihn von seiten der Familie oder von der Behörde gefällt sein, es geschah das unter dem Konsulate des Servius Cornelius und Quintus Fabius (484 v. Chr.).

Die Fabier machten sich noch mehr verhaßt, denn Liv. II c. 42 heißt es: Der Konsul Fabius verkaufte das, was (im Volsker und Äquerkriege) erbeutet war, und lieferte es in den Staatsschatz. Verhaßt war dem Volke der fabische Name wegen dieses letzten Konsuls, aber die Patrizier setzten es durch, daß mit den L. Ämilius Cajus Fabius zum Konsul erwählt wurde.

In den Kämpfen zwischen Plebejern und Patriziern siegten (483—481) die letzteren und nach Liv. II c. 42 nicht nur im Augenblicke, sondern sie machten auch für das folgende Jahr den M. Fabius, den Bruder des Caeso, und den L. Valerius zu Konsuln.

c. 43. Darauf wurde Q. Fabius und C. Julius Konsuln. In diesem Jahre war daheim die Zwietracht nicht geringer und der Kampf gegen die äußeren Feinde noch heftiger. Die Äquer griffen zu den Waffen, und auch die Vejenter brachen verwüstend in das römische Gebiet ein. Da die Sorge wegen dieser Kriege wuchs, wählte man C. Fabius und Sp. Furius zu Konsuln. Die Äquer belagerten Ortona, eine latinische Stadt. Die Vejenter, welche schon genug geplündert hatten, drohten Rom selbst zu belagern. Obwohl diese Schrecken hätten die Erregung der Plebs vermindern sollen, vermehrten sie dieselbe noch. Und wieder griff die Plebs zu dem gebräuchlichen Mittel, den Kriegsdienst zu verweigern, aber sie that es nicht aus eigenem Antriebe, sondern der Volkstribun Sp. Licinius meinte, es sei die Zeit gekommen, in der höchsten Not das Ackergesetz den Patriziern aufzuzwängen, und hatte es deswegen unternommen, die Kriegsrüstungen zu hindern. Übrigens aber kehrte sich der ganze Haß, den man gegen die tribunicische Gewalt hegte, gegen den, der den Vorschlag machte, und nicht heftiger traten gegen ihn die Konsuln auf, als seine Amtsgenossen selbst. Mit ihrer Hilfe brachten die Konsuln die Aushebung zu stande. Für zwei Kämpfe zugleich wird das Heer aufgestellt; denn Fabius sollte gegen die Äquer ziehen und Furius gegen die Vejenter. Im Vejenterkriege geschah nichts Bemerkenswertes, und auch Fabius

hatte mehr Not mit den Bürgern als mit dem Feinde. Dieser Mann rettete allein den Staat, den das Heer, soviel es irgend konnte, aus Haß gegen den Konsul preisgab. Denn der Konsul zeigte sowohl bei der Rüstung für den Krieg als auch in der Leitung desselben seine feldherrliche Befähigung. Als er nun die Schlacht so gelenkt hatte, daß er durch den Ansturm der Reiterei das Heer der Feinde in die Flucht geschlagen hatte, da wollte das Fußvolk ihn nicht verfolgen. Keine Aufforderung des verhaßten Feldherrn, ja nicht einmal wenigstens die eigene Schande, nicht der Schimpf, der augenblicklich die Vaterstadt bedrohte, noch die Gefahr vor dem etwa wieder auflebenden Mut des Feindes konnte sie bewegen, vorwärts zu eilen oder wenn nicht anderes, so doch in Schlachtordnung stehen zu bleiben. Ohne Befehl ziehen sie sich zurück, und traurig — man hätte sie für Besiegte halten können — kehren sie in das Lager um, bald den Feldherrn verwünschend, bald die Leistung der Reiter. Gegen dieses verderbliche Beispiel fand der Feldherr kein Heilmittel; so sehr fehlt öfter auch hervorragenden Geistern die Fähigkeit, Bürger zu regieren als Feinde zu besiegen.

Der Konsul zog nach Rom zurück, ohne seinen Kriegsruhm vermehrt zu haben, er hatte nur den Haß der Soldaten noch mehr gereizt und verschärft. Die Patrizier setzten es dennoch durch, daß das Konsulat dem fabischen Geschlechte verblieb. Man wählte den M. Fabius zum Konsul und gab ihm den Cn. Manlius zum Amtsgenossen.

Die bittere Erfahrung, welche Fabius gemacht hatte, bewog die beiden oben genannten Konsuln des Jahres 480 v. Chr., im Lager ruhig stehen zu bleiben, bis die Neckereien und Schmähungen der Vejenter die Soldaten bewogen, die Konsuln zu bitten, daß sie gegen den Feind geführt werden möchten.

Nun heißt es Liv. II c. 45:

Als der Amtsgenosse des Fabius durch den Auflauf in Furcht geriet, es möchte ein Aufstand entstehen und schon nachgeben wollte, da ließ dieser durch ein Trompetensignal Stillschweigen gebieten und sprach: Ich weiß, Cn. Manlius,

daß jene siegen können, aber sie haben es selbst bewirkt, daß ich nicht weiß, ob sie wollen. Daher habe ich fest beschlossen, das Zeichen nicht zu geben, wenn sie nicht schwören, daß sie aus diesem Kampfe als Sieger zurückkehren wollen. Den römischen Konsul hat der Soldat einmal im Kampfe betrogen, die Götter wird er niemals täuschen.

Da befand sich unter denen, die vor allen den Kampf forderten, ein Centurio M. Flavolejus. Als Sieger will ich, o M. Fabius — sprach er — aus dem Kampfe zurückkehren. Wenn er falsch schwöre, so rufe er den Zorn des Vaters Jupiter, des Mars Gradivus und der anderen Götter über sich. Und so schwur nach ihm jeder Einzelne im Heer. Nach dem Schwure wird das Zeichen gegeben, sie ergreifen die Waffen, sie gehen in den Kampf, zornglühend und hoffnungsvoll. An jenem Tage war die Tapferkeit der Plebejer und Patrizier bemerkenswert. Vor allem zeichneten sich die Fabier aus. Sie beschließen in jenem Kampfe, die Plebejer für sich zu gewinnen, die in den bürgerlichen Streitigkeiten ihnen verfeindet worden. Die Schlachtreihe wird aufgestellt; auch die Vejenter und die etruskischen Scharen zögern nicht.

Der Kampf beginnt; wie er verläuft, erzählt Liv. II c. 46: Vorzüglich ihren Mitbürgern gewährten die Fabier durch ihr Beispiel ein hervorragendes Schauspiel. Als Q. Fabius, der die Jahre vorher Konsul gewesen war, sich in den dichtesten Haufen der Vejenter stürzte und sich unvorsichtig mitten unter der Menge der Feinde tummelte, da stieß ein etruskischer Mann, in Kraft und Waffentüchtigkeit kampfmutig, ihm das Schwert in die Brust. Nachdem dies herausgezogen war, stürzte Fabius infolge der Verwundung nieder. Der Fall des einen Mannes machte auf beide Heere Eindruck. Die Römer wichen vor ihm zurück; da sprang der Konsul M. Fabius über den Körper des Daliegenden, hielt seinen Schild vor und rief: Habt ihr das beschworen, Kameraden, daß ihr fliehend ins Lager zurückkehren werdet? So viel mehr fürchtet ihr die feigsten Feinde, als den Jupiter und Mars, bei denen ihr den Eid

geleistet. Aber ich, der ich nicht geschworen, ich will entweder als Sieger zurückkehren oder neben dir, o Q. Fabius, hier kämpfend gegen den Feind angehen. Zum Konsul sprach da K. Fabius, der Konsul des vorigen Jahres: Glaubst du, o Bruder, durch jene Worte es zu erlangen, daß sie kämpfen? Die Götter, bei denen sie geschworen haben, werden es erlangen. Und wir, wie es uns Fürsten geziemt und wie es der Fabier würdig ist, wir wollen mehr durch Vorkampf als durch Ermahnungen den Mut der Soldaten steigern. So stürzten denn die beiden Fabier mit eingelegten Lanzen allen voran und rissen die ganze Schlachtreihe mit sich fort.

Weil der Konsul Manlius und Quintus Fabius gefallen war, lehnte der Konsul M. Fabius den Triumph ab, und (c. 47) wohl eingedenk dessen, was er sich beim Beginn des Konsulates vorgenommen, nämlich die Plebejer zu versöhnen, verteilte er die verwundeten Krieger zur Pflege an die Patrizier. Den Fabiern wurden die meisten gegeben, und nirgends wurde ihnen mehr Sorgfalt gewidmet. Daher wurden die Fabier volksbeliebt und zwar durch keinen anderen Kunstgriff, als durch diesen, der dem Staate heilsam war.

c. 48. Daher wurde eben so sehr durch den Eifer der Patrizier als durch den der Plebejer K. Fabius und T. Verginius zu Konsuln erwählt (i. J. 477). Sie sorgten nicht um Kampf, noch um Aushebung, noch um eine andere Sache mehr, als daß sobald wie möglich Plebejer und Patrizier einig wurden, da man doch schon angefangen hatte, einigermaßen Eintracht zu erhoffen. Daher meinte Fabius am Anfange des Jahres, die Patrizier möchten zuvorkommende Geber werden, ehe irgend ein Tribun ein Ackergesetz vorschlüge, sie möchten so gleichmäßig wie möglich das gewonnene Land den Plebejern aufteilen, es sei billig, daß sie es besäßen, durch deren Blut und Schweiß es erworben sei. Die Patrizier gingen darauf nicht ein, einige klagten auch, daß Caeso sich ob seines allzu großen Ruhmes überhebe und sein einst so lebhafter Geist entkräftet sei. Darauf fanden keine Parteiungen unter der Bürgerschaft statt. Die Latiner wurden durch die

Einfälle der Äquer beunruhigt. Cäso wurde mit dem Heere dorthin geschickt und ging in das Gebiet der Äquer, um es zu verwüsten. Diese zogen sich in ihre Städte zurück und blieben innerhalb der Mauern, weswegen auch kein erwähnenswerter Kampf stattfand. Aber die Leichtfertigkeit des anderen Konsuls war schuld daran, daß die Römer eine Niederlage erlitten, und es wäre das Heer verloren gewesen, wenn nicht Cäso Fabius zur rechten Zeit zu Hilfe gekommen wäre. Seitdem war man weder im Kriege mit den Vejentern, noch hatte man Frieden, es war eine Art von Räuberkampf geworden. Vor den römischen Legionen wichen die Vejenter in ihre Stadt; sobald sie merkten, daß diese fortgeführt waren, durchstreiften sie feindlich die Äcker. So antworteten sie höhnend auf die Aufforderung zum Kampf durch ruhiges Verhalten, und wenn die Römer ruhten, zogen sie in den Streit. Man konnte demnach weder diese Angelegenheit ganz aus dem Auge lassen, noch auch zu Ende bringen.

Auch andere Kriege drohten in der Gegenwart, wie von Äquern und Volskern, die nicht länger Ruhe halten würden, als bis sich der noch neue Schmerz der eben erlittenen Niederlage beruhigt hätte, und es war klar, daß sich auch die stets feindlich gesinnten Sabiner bald rühren würden, und ebenso ganz Etrurien. Aber der Krieg mit den Vejentern war mehr anhaltend als gefährlich, und sie reizten mehr durch Schmähreden als durch wirkliche Gefahr, und doch durfte man ihn niemals vernachlässigen noch sich anderswohin wenden. Da trat das fabische Geschlecht den Senat an, und der Konsul redete für das Geschlecht also: Der Krieg mit Veji macht, wie ihr Senatoren wißt, mehr eine stetige als eine große Schutztruppe nötig. Sorget ihr für die anderen Kriege, und überlaßt die Vejenter den Fabiern. Wir wollen den Kampf auf unsere Kosten führen.

Großer Dank wurde ihm ausgesprochen. Der Konsul kam aus der Kurie heraus und kehrte in sein Haus zurück, begleitet von den Fabiern, die in der Vorhalle der Kurie den Senatsbeschluß erwarteten. Sie erhielten den Befehl,

sich am folgenden Tage bewaffnet vor dem Hause des Konsuls einzufinden.

49. In der ganzen Stadt verbreitete sich das Gerücht; man erhebt die Fabier mit Lobsprüchen in den Himmel. Das fabische Geschlecht habe auf sich allein die Last des Staates genommen; der Krieg gegen Veji sei eine Sorge für Privatleute geworden. Wären in der Stadt zwei so tapfere Geschlechter, so würde das eine die Vejenter, das andere die Äquer für sich fordern, dann würden alle benachbarten Völker unterworfen werden können, während das römische Volk ruhig und in Frieden lebte. Die Fabier ergreifen am folgenden Tage die Waffen und kommen da zusammen, wohin sie bestellt waren. Im Feldherrnmantel trat der Konsul heraus und sah im Vorhofe sein ganzes Geschlecht geordnet stehen. Mitten unter sie tretend befahl er, daß der Marsch begonnen werde. Niemals zog ein Heer, weder kleiner an Zahl, noch herrlicher, berühmter und bewunderter durch die Stadt. 306 Kämpfer zogen aus, alle Patrizier, alle aus einem Geschlechte. Jeden von ihnen hätte auch ein vorzüglicher Senat zu jeder Zeit als seinen Leiter nicht verachtet. So zogen sie aus, mit den Kräften eines Stammes dem vejentischen Volke Verderben drohend. Es folgte ihnen ein anderer zu ihnen gehöriger Schwarm von Verwandten und Genossen, die weder die gewöhnliche Hoffnung noch die gewöhnliche Sorge im Herzen trugen, sondern gewaltige Dinge planten; ein anderer Volkshaufen begleitete sie teils von Sorge erfüllt, teils starr vor liebevoller Bewunderung. Sie sollten mutig, sie sollten glücklich ziehen und einen dem Unternehmen entsprechenden Erfolg erlangen, dann dürften sie von ihnen Konsulate und Triumphe, alle Belohnungen und alle Ehren hoffen. Als sie beim Kapitol, bei der Burg und bei anderen Tempeln vorbeiziehen, da beten sie zu allen Göttern, die sie sehen, und an die sie denken, daß jener Heereszug glücklich sein möge, und daß sie seine Teilnehmer heil und wohlbehalten in kurzer Zeit ins Vaterland nnd Vaterhaus zurückführen wollen. Erfolglos waren die Bitten. Sie kamen auf

unglückseliger Straße durch den rechten Schwibbogen des Karmentalischen Thores zu dem Flusse Cremera. Dort schien ihnen eine Stelle geeignet, eine Befestigung anzulegen. Darauf wurden L. Ämilius und C. Servilius Konsuln. — (476 v. Chr.).

So lange es sich nur um nichts anderes als um verwüstende Streifzüge handelte, da waren die Fabier zahlreich genug, nicht nur um den Posten zu schützen, sondern auch durch ihre Unternehmungen das römische Grenzgebiet zu sichern und das feindliche zu schädigen.

c. 50. Da die Fabier mehrfach siegten, so schien dies den Vejentern zuerst hart und unwürdig, dann faßten sie einen sachgemäßen Plan, den wilden Feind in eine Falle zu locken, und so freuten sie sich, daß die Kühnheit der Fabier durch die günstigen Erfolge wachse. Deshalb trieben sie bisweilen den Streifparteien Vieh entgegen, als wenn das zufällig geschehen, und ließen die Äcker wüst liegen, aus denen sich die Bauern geflüchtet hatten, und die bewaffneten Schutztruppen, die man zur Abwehr der Verheerungen schickte, flohen öfter in geheuchelter als in wahrer Furcht. Bald verachteten die Fabier so sehr den Feind, daß sie meinten, er könne ihren unbesiegten Waffen nirgends und niemals widerstehen. Diese Ansicht verleitete sie, daß sie herbeieilten, als sie in ziemlicher Entfernung von der Cremera Vieh erblickten. Als sie nun unvorsichtig in eiligem Zuge über den Hinterhalt, den man auf ihrem Wege gelegt hatte, hinausgekommen waren und hin und her schweifend das wild gewordene Vieh raubten, da erhoben sich die Feinde, und bald waren vorn und hinten nur Gegner. Zuerst erschreckte sie nur das von allen Seiten erhobene Geschrei, dann fielen aber auch auf sie die Geschosse. Die Etrusker schlossen sich zusammen und umsäumten sie mit einer Kette von Bewaffneten. Und je mehr der Feind auf sie eindrang, wurden sie in einen um so engeren Kreis zusammengedrängt. Alle zogen sich auf eine Stelle zurück und hielten zuerst die Anstürmenden ab. Als aber die Feinde einen höheren Hügel besetzt hatten, da fielen 306 Fabier.

Es sei nur ein Fabier übrig geblieben als Stammvater des fabischen Geschlechtes, welches im Krieg und Frieden noch so viel Dienste dem römischen Staate leisten sollte.

Der Dichter hat sich hauptsächlich auf Livius gestützt, weshalb wir hier die breiteren Ausführungen des Dionysius von Halikarnaß nicht beifügen wollen. Wer seine Berichte von den Heldenthaten der Fabier kennen lernen will, der findet sie in den letzten Kapiteln des achten Buches aufgezeichnet. Über die Katastrophe, welche das Geschlecht der Fabier beinahe vernichtete, meldet Dionys im neunten Buche Folgendes:

c. 15. Als darnach der Senat von den Konsuln zusammengerufen und eine Untersuchung angestellt worden war, auf welche Art und Weise der Krieg mit den Vejentern zu führen sei, da siegte folgende Ansicht: Man müsse an der Grenze ein feststehendes Lager haben, dessen Besatzung immer unter Waffen das Land beschützen könne. Aber es machte ihnen der Kostenpunkt Sorge, da der Aufwand für die Besatzung sehr groß sein würde; es seien nun die Mittel des Staates durch die häufigen Feldzüge verzehrt und die Einkünfte der Bürger durch die Abgaben erschöpft. Noch mehr Verlegenheit bereitete ihnen die Frage, wie sie die abzusendende Besatzung ausheben sollten, da doch wohl nicht einige freiwillig für alle eintreten und nicht zeitweise, sondern dauernd die Gefahr übernehmen würden. Als man in bezug auf beide Fragen sich in Verlegenheit befand, da beriefen die beiden Fabier die Geschlechtsgenossen. Nachdem sie mit ihnen Rats gepflogen hatten, erboten sie sich, diese Gefahr freiwillig für alle auf sich zu nehmen. Sie würden ihre Klienten und Freunde mit sich führen und auf eigene Kosten kämpfen, so lange der Krieg währe.

Die Fabier führten 4000 Leute mit sich, meist Klienten und Freunde; von ihrem Geschlechte 306.

Dann beschreibt Dionys das auf einem Felsen nicht weit von Veji gelegene befestigte Lager und die glücklichen Streifzüge. Den Untergang der Fabier erzählt Dionys ähnlich wie Livius, nur viel ausführlicher und fügt

schließlich c. 22 noch die Bemerkung hinzu, es sei nicht wahrscheinlich, daß nur ein Fabier übrig geblieben sei als Stammvater der später genannten Fabier. Seine Gründe dafür sind sicher stichhaltig, doch übergehe ich sie hier, da sie zum Verständnis des Dramas nichts beitragen.

V. Charaktere.

1. Cäso oder Käso Fabius.

Cäso oder Käso Fabius.

Nach Freytags Meinung, der auch andere Schriftsteller zustimmen, ist es wünschenswert, daß ein ernstes Drama nur einen Haupthelden habe. Dieser seiner Ansicht ist der Dichter treu gefolgt und hat in diesem Drama den Cäso Fabius als Haupthelden hingestellt. Die Fabier, Valerier und Claudier sind sabinische Geschlechter. Daß die Claudier im Jahre 504 v. Chr. nach Rom eingewandert sind, wissen wir aus Livius II c. 16 und aus Dionysius V c. 37—49. Sie sollen 5000 Klienten mitgebracht haben und sind unter die Patrizier aufgenommen worden. Wann die Fabier und Valerier nach Rom gekommen sind, können wir nicht mehr angeben. Die Fabier behaupten, sie hätten dort schon gewohnt, ehe die Stadt gegründet worden sei. Wahrscheinlich hausten sie am Palatinus; wenigstens stand da im Forum boarium die ara maxima. Zwischen dem Capitolium und Palatium findet sich ferner der fornix Fabianus links von der via sacra zwischen ihr und dem Tiber. An jenem Altare wurde Herkules verehrt, unter welchem Namen der sabinische Gott semo Sancus gefeiert wurde. Ihm ist der eingefriedigte Bauernhof heilig. Diesen semo Sancus oder Herkules sehen die Fabier als den Gott ihres Stammes an. Vgl. 1. Akt V. 653 u. f.:

> Die Götter ruf' ich an, die Segenspender,
> Dich, Schutzgott meines Stammes, Herkules!

Das wilde Volk der Hirten lehrtest du
Zuerst das Feldgestein zum Walle ordnen
Und wüstes Land zur festgeschlossnen Flur.
Du legtest um die ruhelosen Ahnen
Den festen Ring der Blutgenossenschaft
Und frommer Bräuche, und du lehrtest sie
Dem Haupt gehorsam, allen Trotz bezwingen.

Sein Dienst ist, wie Livius I c. 7 berichtet, schon vor Romulus durch Evander eingeführt worden. Solche zivilisatorische Verdienste, wie sie einer geordneten Bauernwirtschaft eigen zu sein pflegen, haben sich die Fabier frühe erworben. So sagt ihr bitterster Feind Sicanius von ihnen im 1. Akt V. 54 u. f.:

Das sind die Wölfe Roms, die Fabier,
In grauen Vorzeiten haben sie zuerst,
So sagt man, Bohnen in das Land gestreut,
Und um die Zicklein mit dem Wolf gerungen.

Von dem Pflanzer der Bohnen sollen sie auch den Namen Fabier erhalten haben, denn Faba heißt „Bohne". Bedenken wir, daß die Römer ein ackerbautreibendes Volk waren und ihr Adel ein rechter Bauernadel. Wo sich ein solcher findet, da treffen wir auch ähnliche Namen; man denke an die Herrn von Schweinichen, lateinisch Porcii, an die von Katte (Katze), an die von Ploetz, von Behr (Eber), von Voß (Fuchs) u. a. m. Wie die Familie Behr einen Eber im Wappen führt und die Familie Voß einen Fuchs, so nimmt der Dichter an, daß alle Fabier als Zeichen ihrer Zugehörigkeit zum Geschlechte ein silbernes Wolfsbild um den Hals getragen haben. Dies ist eine Erfindung Freytags und wird nirgends bezeugt. Wir wissen wohl, daß viele Geschlechter eine Art Wappen geführt haben, doch von den Fabiern ist davon nichts bekannt. Allerdings war die Familie beim Feste der Lupercalien eine der dabei thätigen.

Der Konsul Cäso, das Haupt dieses mächtigen Geschlechtes, ist wohl stolz auf den alten Adel seines Stammes, namentlich gegenüber den Plebejern, die erst viel später als die Fabier nach Rom gekommen sind. Es wird doch jetzt fast allgemein angenommen, daß die Plebejer, ehe sie nach Rom

gezogen sind, Einwohner der von Rom eroberten Städte gewesen und daß sich nur die besitzlosen Leute aus ihnen in Rom selbst angesiedelt haben. Diese Ansicht scheint der Dichter zu teilen, wenn er von der angeschwemmten Menge spricht, und wenn er ihr die seßhafte, feste Bauernschaft gegenüberstellt. Aber selbst wenn man dieser Meinung nicht beitritt, sondern annimmt, daß die Plebejer aus den Klienten der patrizischen Geschlechter entstanden seien, so wird man das Gebaren des Fabius verstehen. Sein Geschlecht stammt nach seiner Ansicht vom Gotte Herkules und beansprucht deswegen schon eine hohe Stellung im römischen Volke. Es hatte ferner stets eine hervorragende Rolle gespielt und sich in allen Kämpfen gegen äußere Feinde bewährt. Die Patrizier verrichteten den Gottesdienst für den Staat; sie verkündeten das, was der Vogelflug andeutete und was beim Opfer die Eingeweide der Opfertiere anzeigten. Sie, die also so von den Göttern bevorzugt waren, mußten eine eheliche Verbindung ihrer Kinder mit Plebejern als eine religiöse Verirrung ansehen. Das giebt auch Livius IV, 2 als einen Hauptgrund des Widerstandes der Patrizier gegen die lex Canuleja an. Er sagt nämlich an jener Stelle: quas quantasque res C. Canulejum agressum. Colluvionem gentium, perturbationem auspiciorum publicorum privatorumque afferre, ne quid sinceri, ne quid incontaminati sit, ut discrimine omni sublato nec se quisquam nec suos noverit. Aus dieser Anschauung werden die Worte des Caeso Fabius verständlich, die er in der Unterredung mit dem Spurius Icilius (Akt 3, V. 435 u. f.) ausspricht:

Spurius: Und darum fleh' ich jetzt von deiner Macht
Das Recht der Ehe zwischen uns und euch.

Konsul: Gleichmütig wie im Handel forderst du
Das Unerhörte, treibt auch dich der Wahn?
Ins Hausrecht der Geschlechter drängst du dich —

und weiter:

Schlecht sühnt den Frevel neuer Bruch des Rechts,
Das Haupt des Adels bin ich wie der Menge,
Und älter ist der Edlen Recht.

Dann:

Der Stadt geweihte Satzung soll ich werfen
Und brechen der Geschlechter altes Recht,
Soll Rom verkaufen um der Meinen willen,
Um meinetwillen — nimmer, nimmermehr.

Auch Spurius Icilius war in dem Glauben aufgewachsen, daß eine Ehe zwischen Patriziern und Plebejern fast unmöglich sei. Das ersehen wir aus dem Zwiegespräch (2. Akt, V. 273 u. f.), welches er mit seinem Sohne Gaïus hat. Als dieser ihm gesteht, daß er die Fabia zur Frau begehre, antwortet er:

Die Fabia? Des alten Konsuls Kind?
Nun, wenn's nicht ärger ist, das will ich tragen.
Noch höher aufwärts war beim Styx unmöglich,
'S ist nah' genug am Monde, tapfrer Sohn. —

und weiter:

Was? wie? Du denkst daran? Du wagst im Ernst?
Still, Gaïus, schon das Sprechen bringt Gefahr.

ferner:

Du bethörter Sohn!
Des Konsuls Kind? Vergeblich freite jüngst
Der große Tuskerkönig um das Weib.

Gaïus: Ein Bürger bin ich, und dem größten Herrn
Der Fremde gleichet sich der freie Mann.

Spurius: Doch nicht dem Adel. Der Geschlechter Brauch
Verbietet solch ein Bündnis.

Gaïus: Ungerecht
Gab solche Satzung sich der Adel selbst.

Spurius: Ihr Glauben ist's an Ebenbürtigkeit,
Ihr Hausgesetz, uralt und eisenfest. —

Unter diesem Hausgesetz hatte auch der Tribun Sicanius gelitten (2. Akt, V. 188). Er sagt zum Konsul:

Du forderst Ruh und gleiches Maß von mir,
Dem ungleich ihr das Leben habt zerrissen?
Bei mir, der machtlos wurde, suchst du Recht?
Den edelsten Geschlechtern gleicht das meint,
Mein Vater trug wie ihr den Purpurstreif;

Da habt ihr mich, den adlig freien Mann,
Durch euren Spruch vom eignen Stamm geschieden,
Gefehmt und ausgeschlossen vom Altar
Des Hauses, abgewiesen im Senat;
Weil sich mein Vater das Gemahl erwählt
Nach eignem Willen, nicht aus eurem Bann.
Die mich gebar, war eines Bauern Kind;
Unrühmlich schaltet ihr das Ehebett,
Ich leb' und atme gegen euer Recht.

Und dieser antwortet:

Die Väter haben die Hügelstadt gegründet:
Auf Zucht der Männer und bescheidnen Mut,
Die Willkür, welche dreist der Seele Trieb
Hob über Brauch und Sitte, haßten sie.
Ein ehern Band schließt jeden zum Genossen,
Den Sohn zum Vater und den Mann zur Stadt.
Wer sich darüber hebt, vergeht. —

ferner:

Nichts gilt der Einzelne mit seiner Lust,
Nur eine Liebe gilt: zum Vaterland;
Und die du hier als Adel hart verklagt,
Sie sind bestellt zu Hütern solches Sinns.

Aus dieser Anschauung erklärt sich zunächst sein Benehmen gegen seine geliebte Tochter Fabia. Daß er sie zärtlich liebt, geht aus der Freude hervor, mit der er die Gerettete (Akt 1, V. 434) begrüßt:

Eine Stunde bringt
Dem Herz des Vaters banges Leid und Glück.
Jetzt schwindet jede Sorge mit dem Gruß.
Ich hab euch wieder. —

und weiter, als er vernimmt, daß sie den Gaïus Icilius zum Manne begehrt, da sagt er (Akt 3, V. 659):

Armes Weib!
Du hast die Mutter früh verloren, geh!

Fabia: O weise mich nicht zürnend von dir ab,
Krank ist mein Leben, schmerzvoll zuckt das Herz.
Durch grause Wildnis ohne Trost und Rat
Irrt mein Verlangen, einsam, hoffnungsleer:
Kein Ohr vernimmt mein Seufzen, mir berührt

Kein Finger liebevoll die heiße Stirn.
Einst hülltest du das Kind in dein Gewand,
Zu deinen Füßen weint ich, bis im Schlummer
Die Thränen schwanden, und erwachend lag
Ich fest umschlungen an des Vaters Brust.
O neige wieder mir dein Antlitz zu,
Hör' gütig an, was ich dir stammelnd klage,
O sei mir herzlich!

Konsul (kalt): Geh', Plebejerbraut.

Und nach ihrem Abgange:

Das Auge rein, und niedrig der Gedanke,
Schuldlos das Leben, und im Stillen doch
Das Unerlaubte schon geträumt. — Fürwahr!
Wenn so die Unschuld sich in Frevel wandelt,
Verkehrt noch leichter sich die rauhe Kraft
Des Mannes. —

Also frevelhaft ist es nach seiner Meinung, wenn das altgeheiligte Ehegesetz gebrochen wird; unbedingt müsse jeder Bürger alles gegenüber dem Gesetze der Stadt opfern: seine eigenen Gefühle, seine Verwandten und sein Geschlecht. Für den Konsul gilt nur eine Liebe, wie er es dem Sicanius gegenüber ausspricht, nämlich die zum Vaterlande. So hoch wir auch den Patriotismus schätzen und ehren müssen, so können wir uns doch mit der Anschauung nicht befreunden, die ihr die geheiligtesten Gefühle zum Opfer bringt. Haben wir nicht die französischen Offiziere bitter getadelt, welche ihr 1870 gegebenes Ehrenwort gebrochen und nach ihrer daraufhin erfolgten Freilassung dennoch gegen die Deutschen gekämpft haben? Wir loben nicht den Brutus, der seinen Sohn hinrichten ließ und nun gar noch der Hinrichtung beiwohnte, wir preisen auch nicht die spartanische Mutter des Pausanias und halten dieses Benehmen für eine Übertreibung des Gerechtigkeitsgefühls. Aber freilich erkennen wir an, daß die Lage eines Menschen dadurch eine entsetzliche werden kann. Wie ist die Frage zu lösen — wie weit geht das Recht der Familie, und wie weit das des Staates? Wer will da eine Regel feststellen! Der Zwiespalt kann dann oft nur durch den Tod beendet werden. Der Konsul Fabius

will dem Beispiel seines Ahnherrn Brutus folgen, aber die Zeit ist eine andere geworden. Wenn man den Brutus noch damit entschuldigen kann, daß die neu gegründete Republik eines solchen Opfers bedurfte, falls sie nicht untergehen sollte, so lag hier die Sache doch anders. Solche Gefahren bedrohten den Stamm nicht. Außerdem aber billigte niemand das übertriebene Gerechtigkeitsgefühl des Konsuls, weder sein Mitkonsul Verginius noch die übrigen Patrizier, seinen Stamm mit eingeschlossen; noch auch Spurius Icilius. Als der Bauer aus alter Anhänglichkeit ihm den Schwur leistet, er wolle nichts verraten von dem, waß er wisse, falls der Konsul nicht selbst sein Zeugnis begehre, da antwortet Fabius (3. Akt, V. 571 u. f.):

Am Tage des Gerichts auf offnem Markt
Hör' ich die Zeugen. Dann, Icilius,
Wird dich der Konsul rufen. Lebe wohl.

Spurius: Du wirst nicht rufen, Konsul, hüte dich,
Trostloses sinnst du, hemme deinen Fuß,
Unmenschlich wird die Höhe, der du nahst,
Der Fels, den du berührst, er springt zu Thal
Und schmettert furchtbar in dein eignes Dach.

Und wie der alte Bauer, so denkt auch der Patrizier Verginius.

Als Fabius (3. Akt, V. 205 u. f.) aus dem Munde seines Mitkonsuls Verginius vernimmt, daß sich die Patrizier über den Mord freuen, der an Sicanius verübt ist, kann er das nicht begreifen:

Und wie aus einem Traum erwachend, seh' ich
Mich fremd in fremdem Lande, dich, Virgin,
Den Adel, den Senat, ich kenn euch nicht.
Hab' ich geschlummert auf dem Rudersitz?
Wer seid ihr, Fremde? Römer seid ihr nicht.

Darauf antwortet Verginius:

Wohl träumtest du. Dein großer Sinn bezwang
Die Männer sich in stiller Tyrannei,
Wie du sie sehen wolltest, wurden sie,
So oft dein Auge leuchtend auf sie flog,
Und lange warf die dunkle Flut der Stadt

Dir täuschend ein verklärtes Bild zurück,
Dein eignes Antlitz war's im Wiederschein,
Verhängnis wird die höchste Kraft dem Hohen
Der in den Kleinen seine Größe hofft.
Du bist in Hoheit über uns gewandelt,
Und unterdes erwuchs aus grüner Saat
Ein Wald voll Dornen, der dem Römerleib
Die scharfen Stacheln bis zum Herzen stößt.

Konsul: War ich so blind? Wohlan, ich will den Adel,
Senat und Volk zu meiner Blindheit zwingen. —

und:

Wir thun die Pflicht, nicht minder und nicht mehr.

Wie Fabius den Begriff der Pflicht auffaßt, so die andern Patrizier nicht. Dadurch entsteht ein Kampf und Zwiespalt, über den Verginius (3. Akt, V. 275) sich also äußert:

Und dennoch ahn' ich, hier beginnt ein Kampf,
Der tief uns allen in die Seele schneidet.

Dieser Ausspruch bewahrheitet sich alsbald an dem Konsul Fabius. Nicht nur die Patrizier, nicht nur sein alter Freund und Jugendgenosse verurteilen sein Auftreten, sondern am allermeisten tritt ihm sein eigenes Geschlecht entgegen. Das uralte Gesetz des Stammes lautet (4. Akt, V. 268):

Gehorcht dem Vater, ehret die Genossen,
Euch ziemt des Bruders Unrecht zu verschweigen.
Doch adlig ist, in eigner That und Not
Dem Stamme wahrhaft Ja und Nein zu sagen.

Als der Konsul Fabius erfährt, daß sein Sohn Marcus der Mörder ist und er ihn nun richten will, da ruft ihm der älteste Stammgenosse zu (4. Akt, V. 411 u. f.):

Halt ein! Thu mehr nicht, Richter, als du mußt.
Unleidlich wird den Göttern, wer sein Haupt
Zu hoch heraushebt aus bescheidnem Maß;
Das sie in Pflicht und Kraft dem Manne setzten,
Das Ungeheure blieb der Götter Recht.

Und der Sohn des Konsuls Marcus hebt den Gegensatz in folgenden Worten (4. Akt, V. 420 u. f.) scharf hervor:

Sieh, ich kenne dich,
Ein Weiser bist du, tugendhaft und stark,
Du sorgst für Rom, ich dachte nur der Meinen. —

und:

So nimm mich hin und thue, was du mußt.

Worauf Quintus Fabius (4. Akt, V. 436):

Merk' was du mußt! Du mußt, was wir dir wollen.
Hoch ehrbar ist uns das Gesetz der Stadt,
Doch höher gilt das Recht des eignen Blutes —

und:

Uns verfallen bist du,
Mit Leib und Leben dienst du unsrer Ehre,
Dein Blut gehört uns, wie das unsre dir.

Ferner:

Nicht richten darfst du gegen unsren Willen,
Und wir, die Deinen, weigern dir sein Haupt,

worauf der Konsul:

Schweig, Bruder meines Vaters, eher weicht
Der Stern des Tages aus der hohen Bahn,
Als von dem Rechte mein entschloss'ner Wille.

Als der Konsul trotz aller Abmahnungen seinen Sohn selbst hinrichten will, da erhebt sich der ganze Stamm gegen ihn; sie fallen alle seinem Sohne zu, worauf der Konsul sein Geschlecht verflucht. Nun kann nur der Tod den Zwiespalt lösen. Auf der einen Seite steht allein der Mann, welcher den Staat über das Geschlecht stellt, und ihm gegenüber der ganze Stamm, der das Recht desselben höher schätzt als den Staat. Da findet der Konsul die Lösung des Zwiespaltes, indem er die Kräfte seines Geschlechtes zum Wohle des Staates zu verwenden weiß. Er klagt sich selbst an, daß er den Übermut seines Geschlechtes genährt habe (5. Akt, V. 485). Als Marcus ihn fragt, warum er sie alle, den jungen Bruder und sich selbst opfere, da antwortet er:

Du fragst!
Ich bin ein Fabier, wie du und er.
Der Trotz, der deine Hand ans Messer ballte,

Erzogen hab' ich ihn in meinem Stamm,
Zu stolz war ich auf unsres Hauses Glanz,
Stolz auf die Tugend des geliebten Sohnes,
So lebt ich blind, so traf uns das Verhängnis —

und (5. Akt, V. 402):

Gewaltig wuchs der Stolz in unsern Seelen,
Hoch über Recht und Ordnung schwoll der Mut,
Getötet haben wir und Tod gesonnen,
Mißachtet das Gesetz der Stadt, zerrissen
Die letzte Fessel, Ehrfurcht vor den Ahnen.
So war im Bann der Mauern und Altäre
Nicht Raum für unsre heiß empörte Kraft,
Nicht Scheu und Schranke für verbotnes Fordern,
Kein Götterfrieden für das wilde Herz.
Drum hab' ich in die Wildnis uns geführt,
Der Fabier Heimat ist jetzt Wald und Fels.
Den Todesgöttern hab' ich uns geweiht.

So starr aber auch der Konsul die Pflichterfüllung als das höchste Gebot anerkennt, so kann er doch das Gefühl nicht ganz unterdrücken. Als es zum Ende geht, da bricht es mit elementarer Kraft hervor. Wie Marcus (5. Akt, V. 494) ihm zugiebt:

Du thatest wie ein Gott und wir als Frevler!
Du liebtest mich, uns alle; mehr die Pflicht.
Aus kalter Pflicht auch stirbst du mit den Deinen.

da antwortet er:

O traue nicht, daß maßlos meine Kraft,
Ahnst du den Sturm im tiefsten Leben nicht,
Der mich verwüstet? Marcus, armer Sohn,
Kennst du nicht mehr des Vaters treues Herz.

Und als nun alle gefallen sind, da bittet er den Icilius (5. Akt, V. 524), er solle ihm den jüngsten Sohn, den Quintus, retten und dafür gesegnet sein.

Sterbend bekennt er seine und der Seinen Schuld (5. Akt, V. 545) mit den Worten:

Und scheidend heb' ich meine Hand und flehe:
Ihr Ew'gen duldet nur den Männermut,
Der maßvoll sich bescheidet. —

Der ganze übrige Stamm der Fabier, der sich in zwei Abteilungen sondert, in die älteren und jüngeren, ist eines Sinnes. Alle sehen die Blutsgenossenschaft als das festeste Band an; erst nach diesem kommt die staatliche Gemeinschaft. Diese Ansicht vertritt, wie wir schon besprochen haben, von den älteren Mitgliedern des Geschlechtes vor allem des Konsuls Oheim, der betagte Quintus Fabius.

Quintus Fabius der Ältere.

Seine Meinung spricht er (4. Akt, V. 436) aus, wie folgt:

Hochehrbar ist uns das Gesetz der Stadt,
Doch höher gilt das Recht des eignen Blutes.
Noch war die Burg der Römer nicht gegründet,
Da nagten unsre Ziegen an dem Kraut
Des leeren Felsens; alt ist unser Stolz.
Manch edles Haus verging, doch wir gediehen,
Denkst du weshalb? Weil wir die Kinder pflegten,
An Erben reich sein, war uns ehrenvoll,
Je mehr der Knaben im gefüllten Haus,
Je größer unser Ruhm. So wuchsen wir
Ein Wald von Eichen, schwierig für die Feinde,
Ehrwürdig auch der angeschwemmten Menge,
Als Herren Roms.

Marcus Fabius.

Der bedeutendste der jüngeren Fabier ist des Konsuls ältester Sohn Marcus, ein schon erprobter Held, der im nächsten Jahre das Konsulat bekleiden sollte. Auf ihn kann man mit Recht das Wort anwenden: zwei Seelen leben ach in meiner Brust. Er ist einmal ein Fabier, wie sein Vater von seinem jüngsten Sohne Quintus sagt (3. Akt, V. 605):

Ein Fabier, sonst nichts? armselig Ding!
Du wirst ein Edler, wie die andern auch.

Er ist treu seinen Brüdern und den Gegnern Feind. Wie die andern jungen Fabier erhebt er sich hoch über die Plebejer und verhöhnt sie bei passender Gelegenheit, wie das der Tribun Sicanius sehr wohl (1. Akt, V. 125) bemerkt:

Er höhnt die Bürger, und sie merken's nicht.

Dies Wort bezieht sich auf die Unterredung, die Marcus (1. Akt, V. 111) mit den Bürgern führt:

Stimme im Volk: Die Götter segnen dich!

Marcus: Habt alle Dank.
Ihr weingetränkten Kehlen, bleibt mir hold,
Grüßt eure Liebchen. —

Knabe: Heil dem edlen Marcus!

Marcus: Ein tapfrer Knabe! Wem gehört er an?
Die großen Augen trägt er als Geschenk
Von dir — woher des Landes, schmucke Frau?

Frau: Bin eine Bürgerin.

Marcus: Mit Achtung hör' ich's,
Doch wie, solch' holdes Antlitz lacht in Rom
Und blieb verborgen. — Ei, was willst du Tropf!

Annius: Sie ist mein Weib.

Marcus: Wer leugnet das, Gesell?
Doch halt! Die Narbe kenn' ich — neben mir
Im heißen Kampfe sah ich dies Gesicht —
Nimm dein Gemahl, Kamrad, erziehet euch
Den Knaben gut, daß er dem Vater gleiche.

Wenn nun auch Marcus sich bei den Gelagen der jungen Fabier am Feste der Saturnalien beteiligt, so bewahrt er dabei stets eine ruhige Haltung und nimmt eine hervorragende Stellung ein. Seine Scherze sind immer würdig und ernst.

Als einer der Genossen vor den andern erzählt, daß ein fremdes Mädchen ihn bezaubert habe, da warnt er ihn spottend (1. Akt, V. 196):

Wie, Vetter? Hüte dich: der Pontifex
Ist eifrig, und wer zaubert, wird gesehmt.

Er ist aber doch nicht nur ein Fabier, ein Edler, wie die andern auch; er weiß etwas davon, daß höher als der Begriff Fabier der Begriff Römer steht. Deshalb sagt er (1. Akt, V. 209 u. f.):

Ich vernahm,
Es lebt bei anderm Menschenvolk die Kunst
Des Sanges, welcher weich die Seele löst.
Doch schwerlich fügt, mein Liebling, solcher Kunst
Sich deine Kehle.
Denn wo der Römer geht, da rauscht die Luft

In hartem Klange, wie von Speer und Schild,
Hart wie der Brust Metall tönt ihm die Weise,
Und wenn er zehnmal fein die Töne wählt
Und um das Liebchen seufzt im Morgenwind,
Das Echo hier im Lande fälscht den Laut,
Und was zurückschwebt an der Hörer Seele,
Ist immer Drohung, Zorn und Schlachtgeschrei.

Ferner weist er (1. Akt, V. 147) seine Begleiter an, dem Tribun Sicanius auszuweichen:

Du freust dich in erloschne Glut zu blasen,
Dein Amt ist Hader, dein Behagen Streit,
Ihr aber weicht aus seinem Pfade, gebt
Die Straße frei. Ist dies Gefäß auch voll
Von bittrer Galle, dennoch ist's geweiht
Durch Götterfegen und der Väter Schwur.

Allmählich aber steigert sich sein Grimm gegen den Tribunen, und er vergißt trotz aller Ermahnungen des Vaters, was er dem Staate schuldig ist, und verfällt ganz den Forderungen der Geschlechtsgenossen. Als der Tribun Sicanius den Krieg gegen Veji verweigert, da meint Marcus (2. Akt, V. 112):

O Schmach, o Übermut des schlechten Mannes!
Nicht Römer — Sklaven sind wir, die den Streich,
Der ihre Wange trifft, still seufzend tragen,
Und mit verzog'nem Antlitz kläglich sich
Verneigen — ja — unsäglich ist die Schmach. —

und weiter (2. Akt, V. 119 u. f.):

Und wie er's weigert!
Mit kaltem Hohn verklagt er unsern Stamm,
Uns warf er Herrschaft vor und Beutelust;
Er schalt die Väter, drohte mit der Wucht
Der Fäuste, die sein Wink zusammenballt.
In jedem Aug' erglühte Zorn und Scham,
Der Vater hob die Hand, und schweigend wies er
Zum Bild des Gottes, trotzig stand der Wicht. —
Das Ärgste kam, das Letzte tragen wir.

Durch das Vorgehen des Tribunen wird auch er zum Äußersten gedrängt (2. Akt, V. 168) und meint:

Ich denke, wie man's heute hindert.

und (2. Akt, V. 254):

Ha genug! — (tonlos) Er stirbt.

Als es aber nun zur That kommen soll, da wacht in ihm doch der Zweifel auf, ob sie gerechtfertigt sei. Marcus hat sich im Zorne dem Beschlusse der jüngeren Fabier gefügt, aber er empfindet Gewissensbisse, denn er weiß, daß das Vorhaben ruchlos ist (2. Akt, V. 489):

Abwärts führt der Weg
In schwarze Tiefe, wie zum Schlund der Erde. —

und:

Das Volk der Sterne barg den frohen Schein,
Es freut sich nicht der späten Männerjagd.

und (2. Akt, V. 496 u. f.):

Wohl ruft auch mir ein ruheloser Geist,
Es muß geschehn für Rom und unser Heil.
Geschmäht der Konsul, tief beschimpft der Adel,
Die Fabier gekränkt vor allem Volk,
Und Rom verraten an den ärgsten Feind;
Und atmet er im nächsten Sonnenlicht,
Dann wirft sein Grimm, ein unterirdisch Feuer,
Das große Haus des Staats in Trümmer. —
Doch all mein Hoffen geb' ich drum; o schaffe,
Daß jetzt die Sonne hell um uns erglüht,
Und er in Rüstung mir, dem nackten Mann,
Zum letzten Kampfe gegenübersteht.

So schwer ihm die Ausführung seines Vorhabens auch fällt, so wagt er es doch, dem

stillen Gott zu trotzen,
Der jenem dort des Hauses Frieden wahrt
Und süßen Schlummer? Der verruchte Leib
Als unverletzlich ist er fromm geweiht.

Dann aber ergreift ihn die fürchterlichste Unruhe, namentlich als er vernimmt, daß der Mord unnötig gewesen, und er versucht, den Sturm in seinem Innern niederzutreten. Jedoch er bleibt konsequent und will nun auch den Spurius beiseite schaffen, da er um das Geheimnis weiß. —

So sehr er auch den Vater liebt und ehrt, denn er hat ein warmes Herz für seine ganze Familie, so muß er doch als eine unausbleibliche Folge seiner That dem Konsul entgegentreten. Er thut's, und das ganze Geschlecht steht zu ihm, und nun meint er (4. Akt, V. 536):

Trag's, Konsul, trag's.

Aber fürchterlich ist es dem Marcus doch, daß er diesen Zwiespalt tragen muß. Darum jubelt er hell auf, als der Konsul den Krieg mit Veji für seinen Stamm fordert, und sagt (4. Akt, V. 678 u. f.):

Ha, Lust und Leben, finstrer Wolfsgenosse,
Du fandest Sühne, die vom Fluch erlöst.
Wir wagten viel; das Höchste thun wir jetzt,
Die zorn'ge Stadt der Väter zwingen wir
Fromm unser Haupt zu segnen; was sie schreckt,
Uns wird es Rettung aus der Nacht des Todes!
Herbei ihr Brüder, an des Häuptlings Fuß,
Neigt euch dem Führer, huldigt unserm Herrn.

Nun fühlt er, daß der Tod fürs Vaterland seine Schuld sühnen wird, und seine Seele ist freudig bewegt, nur eins fehlt zu seinem vollen Glücke noch, des Vaters Verzeihung. Als er die erlangt und des Vaters unendliche Liebe erkannt hat (5. Akt, V. 500 u. f.):

Da stürmt er mutig zum letzten Kampf.

Lucius Fabius.

Von allen seinen Vettern steht ihm Lucius am nächsten. Das ist ein fröhlicher, lustiger Gesell, der seine Freude an Spiel, Wein und Weibern hat, den ein gesangeskundiges Griechenmädchen fesselt und begeistert. Er bewundert den Marcus und folgt ihm in allem, ohne viel selbst zu denken. Doch ist er keine unedle Natur, er verhindert es, daß der Konsul von Numerius ermordet wird, und erklärt, daß sie zusammen sterben müßten (5. Akt, V. 459 u. f.):

Ein Narr, der heimgeht sein Gemahl zu küssen,
Denn jeder Bube, den er emsig zieht,
Er speit dem feigen Vater auf die Wange.

Wenn er auch eine vorwiegend leichtlebige Persönlichkeit

ist und selbst im Augenblicke und im Angesichte des Todes das lustige Würfelspiel nicht meiden will, so bedarf es nur der Mahnung des Genossen, um sein besseres Selbst (5. Akt, V. 351) zu erwecken:

Hm! Den Göttern Dank!
Daß endlich sie der Unart uns entwöhnen.

Und so sieht er denn dem Tode wie ein echter Edelmann entgegen und erhebt sich im letzten Augenblicke gewissermaßen über sich selbst, in dem er dem Konsul zuruft (5. Akt, V. 563):

Wir sterben, Feldherr, nicht an deinem Fluch!
Weil wir gehorsam sind dem Haupt des Stammes
Und treu im Tode tapfrer Männerpflicht.
Du hast verachtend uns mit finsterm Zorn
Gleich Widdern in den festen Pferch getrieben,
Geopfert hast du uns dem Bürgerrecht;
Sieh her, wir tragen, was in letzter Not
Uns löset auch von dir. Wir aber wollen
Heut mannhaft sühnen, was wir dir verfehrt,
Und wie wir lebten, frei nach Recht der Edlen,
So sterben wir auch, weil wir wollen, frei. —

Gaïus Fabius.

Sein lustiger Freund und Stammgenosse ist Gaïus Fabius, der mit ihm manch scherzhaftes Zwiegespräch führt und manchmal fröhlich den Würfelbecher schwingt, sonst aber keine bedeutende Rolle spielt. —

Numerius.

Neben Marcus tritt als Führer der Jugend im Fabierstamme Numerius hervor, der Dämon und Hagen des Geschlechtes. Er kennt nichts Höheres als die Familie, von Bürgerpflicht will und mag er nichts hören. Alle Mittel sind ihm recht, um die Fabier in ihrer hohen Stellung zu wahren. Daß der Meuchelmord ein scheußliches Mittel sei, dafür hat er kein Gefühl und Verständnis, ebensowenig für die großartige Gesinnung des Konsuls. Darum spricht er zu den Fabiern (1. Akt, V. 650):

Vergebens sucht ihr ihm den kalten Mut
Zum Grimm zu stacheln, ehret ihn und schweigt
Und heimlich sinnt Verderben dem Tribunen.

Er rät und treibt zur Gewaltthat (2. Akt, V. 54):

Als Waffe dient dem Ingrimm jeder Pfahl,
Die Steine hebt vom Boden, das Gerät
Des Marktes, Schemel greift und feste Stangen,
Und schmettert sie auf das verruchte Haupt.

Noch widersteht ihm Marcus, aber endlich giebt er nach. Und immer, wenn in Marcus Brust das Gewissen erwacht, weiß er diese Regung zu unterdrücken, so (2. Akt, V. 510):

Was soll das Murren?
Schweig, daß dich keiner von den Vettern hört,
Es ward beschworen in dem Rat der Jugend,
Wir haben keine Wahl.

und weiter (2. Akt, V. 553):

Marcus: Sieh',
Ein Etwas schwebt um unser Haupt — es flattert
Um dich und mich im Kreise.

Numerius: 'S war ein Nichts,
Ein Ungeziefer war's der Nacht.

Als Marcus den Sicanius getötet hat, da höhnt Numerius (3. Akt, V. 278):

Ha, Sieg und Rache! Mit gesenktem Haupt,
Blutlos das Antlitz, schlich Licinius,
Der letzte der Tribunen, zur Gemeinde,
Den Hammeln schwand der großgehörnte Widder;
Sie irren ratlos.
(Zu Marcus)
Segen über dich!

Fest hält er an Marcus (4. Akt, V. 237):

Was er (der Konsul) auch sinne, traue dem Geschlecht,
Verpflichtet hab' ich alle, Mann für Mann,
Wir steh'n zu dir.

Er verteidigt ihn auf alle Weise, so weiter dem Konsul gegenüber, indem er den Mord des Sicanius rechtfertigt (4. Akt, V. 291):

Hat, der ihn traf, gefrevelt gegen Rom,
Nicht du, nicht wir sind Richter seiner That.
Ein Gott mag ihm vergeben oder nicht,

Beschwerlich ist der Götter Sinn zu wissen;
Die Bürger mögen strafen, oder nicht
Nach Bürgerrecht, wenn sie die Schuld erweisen;
Uns that er Gutes, jenen Feind zerstörend,
Der uns gehaßt, verraten und beschimpft,
Bewahrt vor Unheil hat uns finstre That,
Wie schwer sie war, uns ziemt nicht Spruch noch Klage.

Nur den Nutzen des Stammes beachtet er, er zeigt weder Scheu vor den Gesetzen der Stadt noch auch vor dem Konsul, dem Haupte des Geschlechtes. Als dieser seinen Sohn bestrafen will, da ruft er den Stamm zur Empörung auf (4. Akt, V. 506):

Nicht dulden wir die fürchterliche That:
Auf, Stamm der Wölfe, dich verläßt dein Fürst!
Treulos den Ahnen, taub für unser Flehen
Verrätst du uns an niedres Volk der Gassen!
Du höhnst die Bitten, weiche der Gewalt;
Wir weigern dir den Sohn — und wagst du noch
Uns mit dem Erz des Konsuls zu bedräuen,
Dann fürchte du des großen Stammes Macht.
Dann scheiden wir uns von dem harten Vater,
Wir brechen den Altar vor deinem Hause.
Mit unsern Händen tragen wir die Steine
Zu andrer Stätte, neu erbauen wir
Die Heiligtümer fern von deinem Leib,
Und dich, den Feind des Stammes, Freund der Menge,
Verstoßen wir aus dem Genossenring!

Zwar ist er gegen die Vejenter mitgezogen und hat auch tapfer gekämpft, aber sein Groll gegen den Konsul ist nicht gemildert. Ihm ist keine Ahnung in der Seele davon aufgegangen, daß die Schuld des Geschlechtes Sühne fordert; er verharrt vielmehr in seinem Trotze und meint, daß des Konsuls Vorhaben undenklich und grausenhaft sei, und daß er den Stamm unnütz opfere. Darum will er den Konsul töten (5. Akt, V. 445):

Wir kehren nicht zurück, dieweil du lebst?
So drohtest du, wohlan, auch du bist sterblich.
(Zieht seinen Dolch.)
Soll ein Geschlecht von Fürsten aus dem Grün
Der Erde schwinden, wie verdorrtes Reis,
Weil Wahnsinn in dem Haupt des Führers tobt?

Den Stamm erhalten ist die höchste Pflicht.
Wer's hindert, falle. —

Und da er sein Vorhaben nicht ausführen kann, sucht und findet er ungebeugt seinen Tod im Kampfe.

Quintus Fabius jun.

Wie Recht der Konsul hat, daß der Übermut seines Stammes und der Stolz des Geschlechtes zu groß, und daß dadurch das Rechtsbewußtsein beeinträchtigt worden sei, das zeigt sich sehr deutlich in dem Benehmen seines jüngsten Sohnes Quintus. Der rühmt sich, er sei ein Fabier, treu ihren Freunden und feindlich ihren Feinden, er würde die Geschlechtsgenossen nie verraten. Davon, daß höher als der Stamm der Staat stehe, hat er keine Ahnung. Auch ihm sind alle Mittel recht, wenn sie dem Stamme nützen.

Wir sind am Ende mit der Charakterisierung der männlichen Mitglieder des Geschlechtes der Fabier und geben zu, daß die Äußerung, die der Tribun Sicanius in Bezug auf sie thut, nicht ganz unrichtig ist. Er sagt von den Jüngeren (1. Akt, V. 156):

Zuchtlose Jugend, arm an Witz,
Erfahren nur in Lust und Frevelthat.

Ganz zutreffend aber malt sie Spurius Icilius ab (1. Akt, V. 311):

Sehr tapfre Männer!
Sie wittern Krieg und schnauben wie die Rosse. —
Unbillig eifert der Tribun und eilt
Zu brechen der Geschlechter Herrschermacht.
Die Arbeit thut allein der Gott der Zeit,
Der alles bricht, er — und die Herren selbst.
Was wäre Rom jetzt ohne sie? ein Dorf.
Sie sitzen hier auf schön geschnitzten Stühlen
Von Elfenbein, weissagen uns und herrschen.
Ihr junges Blut verwendet Gold und Habe
Auf reiche Waffen, Ruhm und Kriegerthat,
Auf Sklavenmädchen aus Hellenenland,
Und ihre Herden zählt ein schlauer Vogt.

Fabia.

In dem wilden Haufen der Männer des Geschlechtes aber ist eine liebliche Blume erblüht, die Fabia, die Tochter des Konsuls.

Sie hatte frühe die Mutter verloren und war von zärtlicher Vaterliebe gepflegt, teils in dem alten Steinbau des Geschlechtshauses zu Rom aufgewachsen, teils hatte sie, wenn es Friede war, mit ihrem Bruder Quintus in dem Adelshofe des Vaters, der sich im Fabiergau nahe der Vejenter Grenze befand, Aufenthalt genommen. Wenn sie zu Rom weilte, lag ihr die Besorgung des Hausgottesdienstes ob, die sie als frommes Kind nie unterließ. So finden wir sie (3. Akt, V. 1) im Atrium des konsularischen Hauses beschäftigt, die Bilder der Laren am Morgen zu schmücken:

Dich grüß' ich, holder Morgen, reines Licht!
Von Gold umflossen leuchtet Stein und Laub,
Und still erwartend blickt der Mensch empor,
Ob Glück, ob Leid aus dir herniedersteige,
Denn hinter deinem Glanze naht verhüllt
Des Tages Schicksal ernst und hochgewaltig. —
Noch regt sich nichts im großen Bau der Ahnen,
Das Kind des Hauses nur gedenkt der Pflicht,
Den guten Geistern, die um Herd und Saal
Geschäftig weben, üb' ich frommen Brauch;
(Das Herdfeuer flammt auf.)
Und so den Stein umkränzend und die Laren,
Erfleh' ich Fried' und Segen jedem Haupt,
Dem unser Dach hilflosen Schlaf beschirmte.

An dem Treiben der wilden Vettern fand sie nicht Gefallen, sondern verlebte ihre schönsten Tage draußen auf dem Adelshofe. Da hatte sie und ihr Bruder Quintus einen lieben Spielgefährten an dem Nachbarssohne, einem braven Bauernknaben Gaius Icilius. Der tötete den Habicht, der ihren Hühnerhof heimsuchte, der pflegte ihre Bäume und war nicht nur darin ihr Lehrer, sondern auch in dem, was recht und gut ist. So gewöhnte sie sich von Jugend auf, in ihm ein Vorbild zu sehen und hatte ihn herzlich lieb. Sie wurde sich dann der Liebe bewußt, als er sie aus den Händen eines Vejenters errettet hatte, der sie als Gefangene fortführen wollte. Seitdem sah sie „scheu mit Ehrfurcht zu ihm auf", und obgleich der ganze Vorgang schrecklich war, fühlte sie dennoch in dem Schauer Entzücken, daß sie das erlebt hatte. Und als sie dem Gaius gegenüber unbefangen

ihren Gefühle Worte leiht, da antwortet er ihr (1. Akt, V. 410):

Nicht also, Jungfrau. In der Hügelstadt
Neigt sich die Fürstentochter nicht dem Sohn
Des Landmanns. —

und:

Weit über andre hob dich das Geschick.
Von stolzer Höhe siehst du auf das Volk,
Vor deinen Füßen wogt die bunte Menge,
Und unser Glück und Leiden dringt nur leise,
Wie fernes Quellgemurmel dir zum Ohr.
Bald lernst du so zu leben und du denkst,
Wie an die Blüten und den Wiesenquell,
Dann ruhig lächelnd an den Mann vom Felde.

Davon jedoch will sie nichts hören, sie empfindet vor solchem Frieden ein Grauen. Endlich wird das laut, was sie still verborgen hatte, aber da wird ihr auch bewußt, daß ihr Verhängnis genaht sei, und sie klagt (3. Akt, V. 103):

Weh über mich! Ich bin der Fabier Kind.

Doch will sie Leid und Freud mit ihm tragen (3. Akt, V. 117):

Von jedem Unheil, das dein Haupt bedrohe,
Von jeder Rache, die ein Gott dir sinne,
Von Fluch und Gnade fordr' ich gleichen Teil.
Ist euch ein Frevel, daß er treu mich hielt
Und wert vor andern — o so straft auch mich,
Denn hohe Götter, gleich ist meine Schuld —
So lang' ich denke, sorgt mein Herz um ihn.

Das beweist sie, als sie den Bruder Quintus beim Vater verklagt, weil er gegen die Icilier Mordpläne ersonnen habe. Sie beweist es ferner dadurch, daß sie auch den Spurius Icilius vor den Anschlägen ihrer Stammgenossen warnt. Freudig ist sie bewegt, daß ihr Spurius Icilius nicht zürnt, ja sogar seinem Sohn ein Gemahl so hold wie sie wünscht. — Sie ist fest entschlossen, keinem andern als dem Gaïus anzugehören (4. Akt, V. 109):

Ich aber bin ein Weib und arm an Willen,
Der Herr des Hauses, der Verwandten Rat,

Sie fügen kalt entscheidend mein Geschick,
Und wie ein Gut, das auf der Woge schwebte,
Legt mich ihr Wort in des Bewerbers Hand,
So steh' ich hilflos. — Sag' ihm, vieles trag' ich,
Ergeben meid' ich ihn, den Spruch des Vaters
Ehr' ich geduldig, wie dem Kinde ziemt,
Doch was ich still gelobte, halt' ich treu,
Er schützte mir das Leben, als Geschenk
Von seiner Hand bewahr' ich's ihm allein,
Und naht die Stunde, wo mein stolz Geschlecht
In andre Arme wirft, was ihm gebührte,
Dann hüll' ich mich in dunkle Brautgewande,
Und abwärts gleit' ich von dem Herd der Ahnen
Und berg' in sichrer Tiefe sein Geschenk.

Furchtbar wird ihre Seele zerrissen, als sie von dem nahen Verderben hört, welches ihrem Geschlechte droht, und als ihr Icilius dann seinen Entschluß mitteilt, den Ihren zu Hilfe zu eilen. Sie wünschte wohl, daß er es thäte, und fürchtet doch, daß er dem Hasse der Fabier erliegen wird (5. Akt, V. 180):

O gehe nicht, geh' nicht, sie zürnen dir,
Sie raunten mit einander gegen dich;
O bleib, sie morden dich,
O fliehe wie die Pest den Rat der Fabier,
Vom Stamm der Wölfe bin ich, und ich reiße
In Stücke, was mir freundlich naht — hinweg,
Hinweg von mir, ich töte dich, auch dich.

Da jedoch Icilius fest auf seinem Entschlusse beharrt, sieht auch sie ein, daß nur der Tod diesen Zwiespalt lösen könne. Und weil er sie zum Abschiede um ihren Segen anfleht, so willfahrt sie ihm (5. Akt, V. 253):

Ich sende dich — ich segne dich — zum Tode.
Weh mir — das Liebste weih' ich dem Verderben. —
So lös' ich mich von dir auf alle Zeit.

und weiter:

Und siehst du meinen Vater jemals wieder,
Sag' ihm, sein Mädchen, das er zürnend mied,
Nicht unwert war sie doch, sein Kind zu sein.
So geh' ich still, die Seele fest verschlossen
Durch eine öde Welt.

Zu dem Stamme der Fabier gehört gewissermaßen auch der Liktor Sisenna, der getreueste Diener des Konsuls. Nur ein einziges mal ist er ihm ungehorsam, als Cäso ihm befiehlt, daß er seinen Sohn Marcus hinrichten soll. Da weigert er sich (4. Akt, V. 492): Sisenna.

Herr, strafe mich, ich kann das Werk nicht thun,
Treu hab' ich, weil ich lebe, dir gedient,
Doch ihn hab' ich auf meinem Arm getragen,
Die kleine Hand hab' ich ihm festgehalten,
Die spielend nach der hellen Scheide griff,
Nächst dir war er geliebt mir und geehrt.
Vor ihm gedacht ich einst im Sturm der Schlachten
Den Namen rufend meine Axt zu schwingen. —
Ihn töten kann ich nicht.
Mir bebt die Hand — ich kann nicht — töte mich.

Natürlich finden wir ihn im letzten Kampfe an der Cremera im Dienste seines Herrn.

Der Mitkonsul des Cäso Fabius in diesem verhängnisvollen Jahre ist Titus Verginius. Er ist ein Patrizier und teilt als solcher die Gefühle seiner Standesgenossen. Als er den Tod des Sicanius dem Fabius meldet, kann er seine Freude nicht bergen, daß der unglückselige Mann aus dem Wege geräumt worden ist, und muß sich deshalb den ernsten Tadel des Mitkonsuls gefallen lassen (3. Akt, V. 245). Bei dieser Unterredung zeigt es sich, daß Fabius nicht geliebt, wohl aber geachtet und gefürchtet wird. Und daß auch die Patrizier das Übergewicht der Fabier scheuen, ersieht man aus der Antwort des Verginius auf das Anerbieten des Cäso, er wolle den Krieg gegen Veji allein mit seinem Stamme führen (4. Akt, V. 666): Titus Verginius.

Betroffen steh' ich vor gewalt'gem Sinn,
Als Konsul darf ich dir nicht widerstehen,
Denn vor der Schande rettest du die Stadt. —
Doch was sind wir, wenn das Geschlecht der Deinen
Allein solch Wagnis auf sein Leben nimmt?
Und was wird Rom, wenn ihr als Sieger kehrt?

Die Plebejer achten ihn als einen billigen Mann von kluger That, dem sie gern vertrauen, und so ist er es denn auch, der dem Spurius Icilius verkündet, daß der Senat

die Ehegemeinschaft zwischen Patriziern und Plebejern gestattet hat.

Sicanius.

Neben dieser Gruppe von Patriziern und zum Teil im Gegensatz zu ihnen finden wir nun eine Anzahl von Plebejern. Zuerst tritt uns da der Tribun Sicanius entgegen. Man hat schon oft darauf aufmerksam gemacht, daß die Einrichtung des Tribunats eigentlich eine Aufforderung zur fortwährenden Revolution gewesen sei, und daß es sehr für die Tüchtigkeit der römischen Plebs spräche, wenn dieses Institut trotz manches Mißbrauches doch im allgemeinen segensreich gewirkt habe. Wir können nicht leugnen, daß in Sicanius auch ein Demagoge in der schlimmsten Bedeutung des Wortes geschildert wird. In seinem Auftreten gegen die Patrizier ist er wesentlich durch ein glühendes Rachegefühl bestimmt. Gar zu gern hätte er sich unter ihnen befunden und glaubt dazu volles Recht zu haben. Er entstammte einem alten Adelsgeschlechte, seine Vorfahren waren bei der Gründung Roms thätig gewesen, aber ihn hatte man aus dem Geschlechte verstoßen, weil sein Vater eine Plebejerin zur Frau genommen. Nach dem geltenden Gebrauche mußten die Kinder der schlechteren Hand folgen, und so war er ein Plebejer geworden. Mehrfach aber ist es vorgekommen, daß solche aus dem Adel Verstoßene die bittersten und gefährlichsten Feinde desselben wurden, und so auch er. Er wurde Tribun und wollte als solcher die Patrizier auf alle Weise schädigen. Irgend einen höheren Zweck als nur Befriedigung seiner Rache verfolgte er nicht. Nur einmal scheint es so, als hätte er die Absicht, die Patrizier ganz aus Rom zu entfernen (2. Akt, V. 229):

Gelernt hab' ich zu leben fern von euch,
Und so wie ich kann Rom die Herren missen.

Doch warf er diese Worte so im höchsten Zorne wohl nur hin, ohne ihnen eine tiefere Bedeutung beizulegen. Zunächst will er nur die Patrizier benachteiligen und bestimmt deshalb die Vejenter, die Güter der Patrizier zu plündern. Zu ihm hielt wesentlich die angeschwemmte Masse der städtischen Plebs, während er dem kernfesten, ehrbaren Volke

der Gaue zu schroff vorgeht. Darum beschleicht ihn mitten im Erfolge die Ahnung, daß die Grundlage seines Baues nicht fest gegründet ist. Als der Vejenterkönig Tarchna von ihm mit den Worten Abschied nimmt (1. Akt, V. 97):

Leb wohl, Tribun,
Auf Wiedersehen in deinem Rom,

da spricht er zu sich selbst:

In meinem Rom. — Wohl ehret mich das Volk,
Doch unstät wie die Wellen ist ihr Sinn.
Und wenn ich Berge hoch die Wellen häufe
Und stürmend leite vor des Adels Haus,
Und wenn die alten Mauern bis zum Grund
Zerbersten in dem Andrang meiner Flut,
Dennoch — je höher sich die Woge bäumt,
So schneller auch fällt rückwärts ihre Wucht
Und schlägt vielleicht mich selbst.

Und seine Ahnung hat ihn nicht betrogen; ihn hat die rückschwellende Flut verschlungen.

Spurius Icilius.

Ganz anders geartet ist sein Nachfolger im Tribunate, Spurius Icilius. Er ist ein reicher Landmann im Fabiergau und hat sein Heim in der Nähe des Adelshofes des Cäso Fabius. Mit dem Konsul zusammen ist er aufgewachsen und hat sich mit ihm im Knabenspiele oft gemessen. Er verehrt ihn und freut sich über seine Tüchtigkeit (3. Akt, V. 434):

Mir aber, da ich in das Antlitz schaue
Des großen Feldherrn, der ein grimmig Weh
So ehrbar bändigt, regt sich Traurigkeit,
Der Tage denk' ich, wo wir beide uns,
Zwei wilde Knaben, zu getreuem Spiel
Gesellten auf der Väter Ackergrund.
Denn damals schlug die Hand des Herrensohnes
Mir manchen Faustschlag, und die Bauernhand
Sie zahlt' ihn redlich wieder. Lang' ist's her,
Auf stolzem Rosse fuhrst du in den Feind,
Zu Fuße schritt mit meinem Knotenspieß
Ich hinterdrein, und wenn du heldenhaft
Die Tusker und das Vejiheer bezwungen,
Und beim Triumph dein Volk dir Lieder sang,
Da lacht' ich still in mich hinein und dachte;

Ich warf ihn doch zu Boden, und ich schrie
Triumph auf seinem Rücken. — Also hielt ich
Mit meinem Stamme treu zu deinem Haus.
Dir ist es wenig, mir erfüllt's die Seele.

Daß es ihm so ums Herz ist, beweist er vielfach und zumeist dadurch, daß er den Mord des Sicanius verbergen will, damit das Haus der Fabier rein und unbefleckt dastehe. Erst als der Konsul die rettende Hand zurückweist, da ruft er schmerzvoll aus:

Gespiele meiner Jugend, fahr' dahin.

Spurius ist der rechte, echte Bauer, stolz auf seinen ererbten Landbesitz, der deshalb sich auch wie jeder echte Bauer dem grundbesitzenden Patrizier enger verbunden fühlt, als der angeschwemmten Menge der Stadt. Vor allem liegt ihm seine Wirtschaft am Herzen, und ihrer gedenkt er auch im Augenblicke der höchsten Erregung; so, als ihm sein Sohn gestanden, daß er die Fabia liebt und er ihm seine Hilfe zugesagt, meint er (2. Akt, V. 475):

Dich send' ich heut noch, wie das Fräulein will,
In dein Gefängnis, morgen auf das Land,
Denn ob der Adel und das Volk sich raufen,
Ob dir die Seele wie ein Nestling flattert,
Die Rinderherden und das Saatgefild
Gehn allem vor.

Er ist froh bei seiner harten Arbeit, denn er trägt die feste Zuversicht in sich, daß dem Stande, der am treuesten sich müht, doch endlich die Herrschaft zufallen müsse. Wenn die Patrizier in Glanz und Pracht dahinleben und ihre Mittel verzehren, ohne selbst zu arbeiten und zu erwerben, dann (1. Akt, V. 323)

wachsen wir durch harte Arbeit
Auf unsrer Scholle, still und ungemerkt
Mehrt sich der Landgenossen Hab' und Kraft.
Jetzt brauchen sie uns gnädig Dienern gleich,
Die Enkel werden ihnen Helfer und vielleicht
Der Enkel Enkel einst ihr starker Herr.

So hoch er auch als echter Landmann das hält, was

alt erprobt ist, so weiß er doch das Neue zu schätzen, wenn es ihm nützlich sein kann. Als ein Händler vom Nil den Samen des flaschenartigen Kürbisses mitgebracht hatte, pflanzte er ihn ein, denn die Frucht sei nützlich für Mensch und Rind. Aber da der echte Bauer mißtrauisch und der Meinung ist, daß hinter jeder Neuerung sich leicht etwas Böses berge, so sucht Spurius das durch Anflehen des göttlichen Schutzes abzuwenden (1. Akt, V. 248):

Den Samen senkt' ich ein mit altem Spruch,
Und als es wachsend in der Furche schwoll,
Und männiglich mit Scheu den Fremdling sah,
Da neigt' ich mich, wie sich's gebührt, und sprach:
Wer du auch bist, der diese Frucht behütet,
Ob Gott, ob Göttin, sei den Römern hold,
Gastlich begrüß ich dich und weihe dir
Bei andern Flurgewalten den Altar.
So kauft ich Gnad' und Gunst durch fromme Rede
Und unterwarf den Fremdling unsrer Macht.

Als echter römischer Bauer mag er nichts von dem Dienste zur See wissen (2. Akt, V. 347):

Im Meere sucht das Gold der Erbelose,
Doch nicht der Sohn des reichen Spurius.
Ein schlechtes Handwerk.

Wenn er aber auch seinen Acker und seine Herden noch so sehr liebt, doch steht seinem Herzen der Sohn näher. Er nennt ihn sein bestes Eigentum. Darum will er auch alles thun, was er irgend vermag, um seines Sohnes Wunsch zu erfüllen. Er tadelt zwar anfangs den Entschluß desselben, um die Fabia zu werben, aber so eisenfest sich der alte Bauer in den meisten Dingen zeigt, so ist sein Herz doch weich und zart. Auch er hat einst wie sein Sohn eine Neigung gehabt, und sie ist ihm nicht erfüllt worden (2. Akt, V. 290):

Ich kenne das. Auch ich war einst bethört.
Ich war ein schlanker Krieger so wie du
Und schwenkte kühn den Zipfel am Gewande,
Und ganz wie du ging ich in Liebespein.
'S war keine Fabia, doch war sie rund
Und lieblich. Da geschah mir, kühner Sohn,

'S war damals rauhe Zucht und alte Zeit,
Daß mir, dem Liebesgott, mein Herr und Vater
Mit einer festen Rede den Befehl
Auf meine Schultern schlug: nach seinem Willen
Ein Weib zu freien — deine Mutter, Sohn —
Ein tapfres Weiblein, große Spinnerin.
Sie that ein schweres Unrecht nur, sie starb
Und ließ mir keinen Erben, als nur dich.

Tief aber scheint jene erste Liebe nicht gewesen zu sein, und es scheint, als habe Spurius ein volles Genügen in dem aufgezwungenen Ehebunde gefunden (2. Akt, V. 304), denn sein Sohn sagt:

O denk' an sie, die beide wir verloren.
Auch sie, die Tote, steht durch meinen Mund,
O denke, wie auch du im Schmerz gerungen!
Am Tage war dein Antlitz eisenhart,
Und keine Klage drang aus deinem Munde.
Doch trauernd saßest du in stiller Nacht
Auf deinem Lager. Niemand hörte dich
Um die Geliebte weinen, nur der Sohn.

Schwer wird ihm der Entschluß, seinem Sohne zu willfahren (2. Akt, V. 355):

Ei, mein altes Haupt,
Welch wilder Sturmwind fällt auf dich herab!
Dahin des Hauses Ruhe, hin die Freude
An wohlgeborgener Ernte, am Gedeihn
Der neuen Herde von Kampanervieh!
Er wurde toll und schweift ins Ungeheure.

Aber er kennt seinen Sohn und weiß, daß er fest auf seinem Vorsatz beharren werde (2. Akt, V. 433):

Ich kenne dich, mein Sohn. Weil ich mich fürchte,
Daß ein verzweifelter Entschluß mir schnell
Den Erben raube, darum hör' ich an
Sehr widerwillig, was du thöricht flehst.

Obwohl er ahnt, daß diese Werbung beiden zum Verderben gereichen werde, giebt er dennoch endlich nach. Zu dieser seiner Willfährigkeit trägt viel die Liebenswürdigkeit der Fabia bei, die sie ihm gegenüber offenbart (2. Akt, V. 459):

Und wieder hat sie Vater mich genannt,
Ein angenehmes Weib, sehr säuberlich
Und zart. — Ich will dir helfen, so ich kann.

Der alte, kluge Bauer geht auch sofort ans Werk. Im Hause des anderen Tribunen Licinius versammeln sich die Ältesten der Landgemeinde, lauter seßhafte, ehrenfeste Bauern, denen das schroffe Auftreten des Sicanius nicht behagt. Er will dort zu Gunsten der Patrizier sprechen, damit am folgenden Tage der Krieg gegen Veji verwilligt werde, und wenn ihm das gelingt, dann wird ein Schritt gethan sein, um noch größere Gunst der Fabier zu erwerben. In der Versammlung wird wirklich der gewünschte Beschluß gefaßt. Noch in der Nacht eilt er zu dem Hause des Sicanius, um diesen womöglich umzustimmen. Da findet er diesen ermordet, er findet ferner das Wolfsbild, und nun weiß er, was weiter zu thun sei. Den Sklaven des Sicanius verbirgt er, damit ja kein Verdacht auf die Fabier falle. Mit jenem Beweisstücke, nämlich dem Wolfsbilde, ausgerüstet begiebt er sich zu Fabius, um ihn für seine Forderung günstig zu stimmen. Wir wissen, daß ihm das nicht gelingt, so klug er auch auftritt. Wenn der Konsul ein Patriot ist, so ist es der Bauer nicht weniger.

Der Bauer ist ein kluger Händler, der seinen Vorteil mit dem des Staates in engste Verbindung zu bringen versteht. Darum sagt er in der Verhandlung mit dem Konsul folgendes (3. Akt, V. 448):

Konsul: Wuchs dein Begehren still in deiner Seele,
Und öffnest du die Pforten mir zuerst?

Spurius: Heut ist's Erfindung stiller Männer nur,
Doch morgen wird's ein wilder Schrei der Menge.
Und deckt's der Konsul mit geweihtem Schild,
So ist's in wenig Monden Recht der Stadt.

Bisher hatte der Landmann still auf seinem Gute gelebt (3. Akt, V. 384):

Konsul: Bedächtig standest du, ein fester Mann

und (3. Akt, V. 460):

Konsul: Dein Drängen aber hör' ich staunend an,
Ein Fahrwind, der die volle Barke treibt,
Hat oft dich mehr gekümmert als die Luft,
Die zwischen Konsul und Tribunen weht.

Und die Antwort:

Wird darum minder gut, was ich gewollt,
Weil andre rettend ich mich selbst bewahre?

Der Konsul hat ihn zurückgewiesen, da tritt an ihn eine neue Forderung heran, die ihm verspricht, ihn zum Ziele zu führen. Nach dem Morde des Sicanius verlangt der andere Tribun Licinius, daß Icilius sein Amtsgenosse werde, und das Volk stimmt dem Wunsche zu (4. Akt, V. 13):

Laut heischt das Volk, daß ein erprobter Mann
Zu unserm Schutz in trauervollen Tagen
Und Kriegsgefahr den Stab des Toten fasse.
Wir in der Stadt verehren deine Kraft,
Aus allen Gauen ruft nach dir die Menge,
So will, sein Recht gebrauchend, der Tribun
Dich an der Stelle des Sicanius
Zum Amtsgenossen schleunig sich gesellen.

Er antwortet:

Ich Volkstribun? und grade heut die Ladung? —
Mich warnt das Blut des Toten, nimmer hat
Nach Ehr und Volksgunst sich mein Herz gesehnt,
Und dennoch — dennoch. —
Jetzt heftet mir ein Gott
Den eignen Handel an des Volkes Willen
Und treibt mich vorwärts.

Noch mehr wird er in seinem Entschluß bestärkt, als er von der Fabia erfährt, daß ihm die Fabier nach dem Leben trachten. Mit Bauernklugheit versteht er es, der Jungfrau den Plan der Feinde zu entlocken und doch dabei des Mädchens Gefühle zu schonen. Nachdem er das Amt einmal angenommen und die Hinterlist der Fabier erkannt hat, bleibt er fest und läßt sich durch seinen Sohn darin nicht mehr irre machen. Als der Krieg mit Veji beschlossen war, verweigerte er dem Senat jeden Mann, zuerst seinen Sohn. Wie nun die Fabier sich an der Cremera in der

höchsten Not befinden, da bittet sein Sohn ihn, er möge sie retten, denn er könne es; er aber weigert es (5. Akt, V. 69):

Bin ich so mächtig? Wohl, ich bin gewillt,
Heut nicht zu retten.
Hochsinnig willst du Fremde retten, Thor,
Und schleuderst achtlos, dein und mein vergessend,
Abwärts die jungen Blüten unsres Heils;
Daß jene schieden, Rettung ward es uns,
Und kehren sie, uns sinnen sie Verderben. —

und (5. Akt, V. 95):

Nicht laug', und er (der Senat) bewilligt uns die Ehe,
Und dich vor andern schmückt der Siegespreis;
So schnell naht deinem Hoffen die Erfüllung,
Und du, so hochgestiegen, hemmst den Schritt?
Was ich gewagt, als Römer that ich's doch.
Für dich hab' ich's begonnen, dein Gelüst,
Das ungebührlich in die Wolken griff,
Ich hab's geschmiedet an's gemeine Wohl.
Was du dir forderst, will ein ganzes Volk,
Was Frevel war, es ist ein großer Kampf;
Die Gattin dir und Rettung unsrer Stadt;
So sind wir beide jetzt mit Blut und Leben
Dem Volk verpflichtet, so ward ich Tribun.

Trotz alles Dringens des Sohnes bleibt Spurius fest (5. Akt, V. 130):

Hinweg!
Zum zweitenmale beugst du nicht mein Herz.
Vor wenig Tagen rangst du um die Braut,
Jetzt graut dir vor dem Lager. Schneller Thor!
Meinst du, mir sei das Herz zu Stein gehärtet,
Das Mitleid mir geschwunden wie mein Haar?
Ihr Vater war's, den ich vor allen ehrte,
Und trauend sucht ich Rettung ihm und uns,
Er aber wählte, was ihn töten muß. —
Jetzt aber zwingt das Schicksal furchtbar mich und ihn,
Und niemals send' ich Mannschaft ihm ins Feld,
Bis der Senat uns volle Löhnung zahlt
Mit Brautlied und Vermählung. Darum still!
Unkräftig zieht wie Schwirren der Cikade
Dein Flehen durch die Luft.

Endlich verwilligt der Senat das Verlangen des Volkes. Als bei der Verhandlung darüber der Konsul Verginius er-

fährt, daß Gaïus Icilius zum Fabius entwichen sei, hofft er, daß der alte Bauer zuerst darauf bedacht sein werde, seinen Sohn zu retten, und dringt in Spurius, er möge zunächst Mannschaft ins Feld schicken. Aber er täuscht sich (5. Akt, V. 298):

Virginius: Auf, rufe zu den Waffen! auf, Tribun!
Auch deinen Erben löst das Schwert vom Tode!

Spurius: Sehr lieb ist mir mein Sohn — ein Bauernknabe,
Er ging zum Caeso, — unwert deines Eifers
Ist er, o Herr! — nicht stört er unsern Handel!
Ich traur' um ihn — hast du nichts mehr zu künden,
So gehn wir heim.

Virginius: Man sagt, Icilius,
Für deinen Sohn wirbst du ein Kind des Adels,
Erst rett ihn selbst, dann fordre die Vermählung,
Leicht schwindet dir der Kampfpreis.

Spurius: Weil ich zaudre,
Stirbt er bei meinen Feinden — und mit ihm
Stirbt auch der Vater — was noch übrig bleibt,
Ist wenig.
Du aber sollst es ehren, junger Konsul!
Ein alter Händler bleibt schwer zu belisten.

Nicht eher giebt aber der Tribun nach, als bis das neue Gesetz verkündet ist. Was er geahnt hat, tritt ein; er sieht seinen Sohn nur sterbend noch einmal. Würdig steht der alte, ehrenfeste Bauer neben seinem Jugendgespielen; beide sind sie Patrioten, beide opfern sie das Beste, was sie haben, dem Wohle des Staates. Der Konsul aber verkennt den Lauf der Zeit, der Bauer dagegen beurteilt ihn richtig. — Jedoch ohne schwere Opfer wird ein großes Ziel nicht errungen, darum muß Spurius seinen Sohn Gaïus dahingeben. Und welchen Sohn! (2. Akt, V. 454):

Gaïus Icilius.

Doch ist der Knabe brav und treu gesinnt,
Aus festem Kernholz mäßig gut geschnitzt.
Und wohl beraten ist, wer ihm vertraut.

So schildert ihn Spurius der Fabia. Gaïus ist ein frischer, reiner Jüngling, den die früh aufkeimende innige Neigung zu der Tochter des Konsuls veredelt hat. Wohl

weiß er, daß eine tiefe Kluft ihn von seinem Ziele trennt, aber er hofft, sie überbrücken zu können. Er fühlt jedoch, daß er es allein nicht ausführen könne, und vertraut sich deshalb der Leitung seines Vaters an. Nun gerät er in einen verhängnisvollen Zwiespalt der Pflichten. Folgt er dem Willen seines Vaters, dann geht die Familie seiner Braut unter, und er darf wohl schwerlich hoffen, ihre Hand zu erwerben. Da er den Sinn seines Vaters nicht beugen kann, so will er wenigstens den Wunsch der Fabia erfüllen und alles thun, was in seinen Kräften steht, um ihren Vater zu retten. Damit ist sein Untergang besiegelt. —

Wie sich an das Haus der Fabier die Patrizier schließen, so an das der Icilier die Plebejer, und zwar in ihrer Zweiteilung. Zunächst Publius, der alte Bauer, der erb- Publius
gesessene, ehrenfeste Landmann (4. Akt, V. 26):

Was bedenkst du dich,
Enkel des alten Rinderhirten Gaïus?
Nicht steht dir frei, zu weigern und zu wählen.
Wie Unkraut hemmt der Adel unsern Pflug,
Und lästig wird uns das Geschrei der Menge.
Ha seht, stieg auch die Flut bis an den Hals,
Ihr zungenschneller Städter, daß ihr euch
Die grauen Stiere von der Tenne holt?
Sag dem Tribun, der harte Bauer kommt;
Wir treten nieder, was uns widersteht,
Den Übermut des Adels und den euren.

Als Vertreter der städtischen angeschwemmten, zungenschnellen Menge tritt uns Annius entgegen. Er bleibt nicht fest. Als die Fabier den Kampf gegen Veji übernehmen, da ruft er dem Konsul Heil zu und wird auch später von unzeitigem Mitleid bewegt.

VI. Entstehung und Geschichte des Dramas.

Das vorliegende Drama verdankte seine Entstehung einer doppelten Ursache, einmal ging es hervor aus der allgemeinen Richtung der Zeit und dann aus einer besonderen Veranlassung. Jene können wir nicht besser schildern, als sie Julian Schmidt, der Freund Freytags, in seiner „Geschichte der deutschen Litteratur im 19. Jahrhundert," 3. Band. Die Gegenwart, 1855, S. 358 u. f. dargestellt hat. Er sagt: „Den Dichtern der klassischen Zeit konnte man es nicht verargen, wenn sie mit gänzlicher Verachtung der sogenannten Philister, das heißt der Repräsentanten des wirklichen Lebens, die Kunst in das Reich der Schatten flüchteten. Seitdem aber hatte das Gesetz der Wirklichkeit Schritt für Schritt schicklichere und dauerhaftere Formen gewonnen, während die Kunst mehr und mehr verkümmerte. Die Dichtung mußte also versuchen, sich dem breiten Strome der Wirklichkeit anzuvertrauen und das Gesetz des Lebens, das sie bisher verachtet hatte, zu verklären. Wenn diese Umkehr durch Reflexion vermittelt war, so enthielt sie doch keineswegs eine unbedingte Neuerung. Nur die deutschen Dichter hatten nach dem Vorbilde W. Meisters die Bedingungen des realen Lebens ganz verlassen. Die Engländer standen immer fest auf dem Boden der Erde." Und weiter: „In dem Streben, die ausschließliche Berechtigung eines einzelnen Standes aufzuheben, hatte Preußen seit den Steinschen Reformen sehr bedeutende Fortschritte gemacht. Der Stand der Ritterschaft und der Offizierstand ist dem Bürger geöffnet, die eximierten Gerichte haben

bis auf wenige Ausnahmen aufgehört, in der Städteordnung hat die Bürgerschaft ein eigenes Leben gewonnen." Ferner: „Wenn bisher die Demokratie mit einseitigem Neide den Adel herabzuziehen suchte, so lernte sie jetzt seine Vorzüge schätzen und suchte sie sich selber anzueignen. Die Vorzüge des Adels beruhen auf der natürlichen Stellung einer herrschenden Klasse im Staate. Zunächst hat er ein lebhaftes Ehrgefühl. Die Ehre, jene romantisch-sittliche Erhöhung der Persönlichkeit, wird ihm bereits durch seinen Stand vermittelt, dessen Sitte er sich fügen, dessen Würde er in seiner Person vertreten muß. Durch nichts wird die persönliche Haltung so erleichtert als durch den esprit de corps, der, wo der individuelle Charakter und die individuelle Bildung nicht ausreicht, mit Regel und Maß aushilft und die Freiheit möglich macht, indem er ihr eine Grenze und ein Vorbild giebt. — Sodann wird der Adel durch beständige Beteiligung am höheren Staatsleben, namentlich in den Kriegen desselben, durch befestigten Grundbesitz, der ihm eine Heimat im höheren Sinne giebt, durch ununterbrochen festgesetzte Tradition, die ihm die Vergangenheit als Gegenwart zeigt, zu einem gesteigerten Nationalgefühl geweckt und von dem Bewußtsein durchdrungen, daß er als Glied eines größeren Ganzen erst seine wahre Stellung innerhalb der Menschheit gewinnt.

Diese Vorzüge sind in ihrer vollen Ausdehnung nur denkbar, wenn man eine fortwährende Teilung in zwei Volksklassen annimmt; ein Zustand, der sowohl dem natürlichen Rechtsgefühl widerspricht, als auch an sich auf die Dauer unmöglich ist."

Diese Richtung auf das wirkliche Leben hin hat nun Gustav Freytag durchaus innegehalten und am besten in seinen Romanen durchgeführt, wie er denn auch in diesen noch bedeutender ist als in seinen Dramen. Besonders hat er in seinem Roman „Soll und Haben", wie er selbst sagt, das Volk bei seiner Arbeit gesucht. Seine dramatischen Arbeiten errangen eine große Anerkennung, so die Valentine, Graf Waldemar und die Journalisten, besonders durch ihren edlen, reinen Stil. Wie ernstlich sich der Dichter mit den

Gesetzen der dramatischen Poesie beschäftigt hatte, bewies eine Abhandlung, die in den Grenzboten veröffentlicht ist und die Technik des Dramas behandelte. Nach dem Erscheinen der Journalisten 1854 ruhte eine Zeit lang die dramatische Thätigkeit des Dichters ganz, bis sie durch folgendes Ereignis wieder geweckt wurde. Er erzählt in der Schrift: Aus meinem Leben (Leipzig, Hirzel, 1887, S. 190 u. f.), daß ihn Mommsens Arbeiten über römische Geschichte sehr in Anspruch genommen und zu dem Drama „Die Fabier" veranlaßt hätten. Bei dem Studium jenes Schriftstellers stieg in ihm das Bild eines römischen Verbandes, ähnlich dem der schottischen Clans auf, der mit seinen Ueberlieferungen noch in die Urzeit reichte und der mit seinen Ansprüchen im Kampfe gegen die Bedürfnisse des neugebildeten Staatslebens untergeht. So begann er im Sommer des Jahres 1858 die Fabier zu dichten und vollendete sie im Jahre 1859. Das Stück erzielte bei seinem Erscheinen manchen Erfolg, hat sich aber nicht dauernd auf den Bühnen gehalten. — Dies ist die besondere Veranlassung, die das Entstehen des Stückes hervorgerufen hat.

VII. Würdigung.

Wie schon erwähnt, hatte der Dichter zuerst in den Grenzboten eine Abhandlung über die Technik des Dramas veröffentlicht, dann aber hat er nach dem Erscheinen der Fabier im Jahre 1860 das bekannte Werk „Die Technik des Dramas“ herausgegeben. Er hat, wie er in der Vorrede dazu selbst mitteilt, die darin niedergelegten Ansichten mit seinem Freunde, dem Grafen Baudissin, vor dem Erscheinen der Arbeit durchgesprochen und ihm daher auch die Schrift gewidmet. Wir legen demnach selbstverständlich dies Werk unserer Besprechung zu Grunde. —

Freytag stimmt der Meinung derjenigen zu, die da annehmen, daß die eigene Erfindung des Dichters die Hauptsache sei, und daß er ihr zuliebe spielend den wirklichen Thatbestand in aller Behaglichkeit wandelt (Technik S. 13). Wenn wir fragen, ob der Dichter dieser Ansicht treu geblieben sei, so müssen wir mit „ja“ antworten. Der Thatbestand, der Untergang der Fabier an der Cremera, ist geblieben und ist doch verändert. In Wirklichkeit sind die Fabier erst nach zweijährigem Kampfe erlegen; im Stücke dagegen geht die Vernichtung des Geschlechtes in viel kürzerer Zeit vor sich. Ferner lassen uns die Quellen nur ahnen, daß die Fabier den Patriziern sowohl wie den Plebejern verhaßt geworden waren, ohne klar anzugeben, warum das geschehen sei. Der Dichter teilt uns nun in freier Erfindung Gründe dafür mit.

Wir haben ferner im dritten Abschnitte schon durchgeführt, daß Freytag seinen Angaben über den Aufbau eines Stückes und über den Begriff des Dramatischen treu geblieben ist.

Dann verlangt er auch, daß man sich zuerst die Hauptidee eines Stückes heraussuche und in möglichst knappe Form gekleidet klar mache. Wir können dieser Weisung leicht Folge geben. Wir finden nämlich die Hauptidee des Stückes in den Worten, welche der Konsul am Ende der Schlußscene ausspricht:

„Und scheidend heb' ich meine Hand und flehe:
Ihr Ew'gen duldet nur den Männermut,
Der maßvoll sich bescheidet"

und ferner:

„O Fabius, du bester unsrer Herrn,
Sei minder adlig, und du wirst weiser sein."

Und an einer andern Stelle:

„Unmenschlich wird die Höhe, der du nahst,
Der Fels, den du berührst, er springt zu Thale
Und schmettert furchtbar in dein eignes Dach."

Ebenso bezeichnend wie die erste angeführte Stelle ist die folgende. Quintus Fabius ruft dem Konsul zu:

„Halt ein! Thu mehr nicht, Richter, als du mußt.
Unleidlich wird den Göttern, wer sein Haupt
Zu hoch heraushebt aus bescheidnem Maß,
Das sie in Pflicht und Kraft dem Manne setzten,
Das Ungeheure blieb der Götter Recht."

Ferner fordert Freytag (Technik S. 44), daß die Handlung des ernsten Dramas wahrscheinlich sei. Daß der Dichter dieser seiner Forderung gerecht geworden ist, haben wir in Abschnitt IV bewiesen.

Wenn nun Freytag (Technik S. 73) weiter verlangt, daß die dramatische Handlung eine festgeschlossene Einheit bilde und Wichtigkeit und Größe habe, so meine ich, ist aus der Erzählung des Inhaltes klar geworden, daß auch diese Forderungen erfüllt sind.

Jedoch das ist noch nicht alles! Die Handlung des Dramas muß alles für das Verständnis Wichtige in starker Bewegung der Charaktere, in fortlaufender Steigerung der Wirkungen darstellen (Technik S. 73). Daß das geschehen ist, geht aus dem hervor, was wir über den dramatischen Aufbau und über die Charaktere gesagt haben. —

Es dürfte nicht unpassend sein zu fragen, ob das vorliegende Trauerspiel Lessings Ansichten von der Tragödie entspricht. Lessing fordert in seiner Dramaturgie als Hauptbedingung, daß das Schicksal des Helden Mitleid und Furcht erwecke. Mitleid mit dem Helden, der also kein durch und durch verhärteter Verbrecher sein darf, dessen Thaten in uns nur Furcht und Abscheu erwecken. Ferner Furcht für uns, daß wir in einem ähnlichen Falle ähnlich handeln könnten. Und wer wollte nicht Mitleid mit dem Konsul Fabius haben, der doch nur aus mißverstandenem Pflichtgefühle so handelt, wie er handelt? Und sollten wir nicht in vielen Fällen auch in unserm kleinen Kreise so vorgehen, wie jener, sodaß das dann das summum jus eine summa injuria würde? Ich glaube demnach, daß die Fabier auch diesen Anforderungen gerecht werden.

Hören wir weiter, was einer der neeuesten Kritiker von einem Drama fordert! In Heinzes und Göttes Geschichte der deutschen Poetik, Dresden 1891, heißt es S. 93: „Eine Erscheinung wirkt künstlerisch, wenn sich Vorstellungen an diese anknüpfen, die auf Gesetze des Lebens hinführen.“ Nach dem, was wir schon besprochen haben, kann das bei Caeso Fabius nicht bezweifelt werden, ebenso wenig wohl bei Marcus und den anderen Fabiern. Diese wissen recht gut, daß der Mord ein Verbrechen ist, und daß die Götter ihn rächen, so sagt Marcus (2. Akt, V. 525), als da beraten wird, wer den Tribunen ermorden soll:

> Nur einer soll es thun, daß die dort oben
> Ihn strafen oder gnädig ihn der Schuld
> Entsühnen.

Die Fabier wollen nicht, daß Marcus die That vollbringe:

Du Vetter hüte dir die Hand, du bist
Zum Konsul auserwählt fürs nächste Jahr,
Kein Göttersluch soll an dem Arme hängen,
Der aller Schicksal lenkt.

Und fällt uns bei diesen Worten nicht der Ausspruch ein: der Hehler ist so gut wie der Stehler, und daß es eine sittliche Forderung, ein uraltes Moralgesetz ist, ein Verbrechen nicht nur nicht selbst zu begehen, sondern ein solches zu verhüten? Als nun Marcus die That vollbracht hat, da findet er keine Ruhe mehr (5. Akt, V. 460):

Die heiße Lohe hier ist ausgebrannt.
Unruhig glimmt die Asche. — Seltsam scheint mir
Daß ich noch atme. —

Auch der roheste der Fabier, Numerius, erkennt das Gesetz an (5. Akt V. 460):

Den Stamm erhalten ist die höchste Pflicht.
Wer's hindert, falle. Doch abscheulich wird
Dem Volk der Erde, wer mit dreister Hand
Den eignen Häuptling von dem Leben scheidet,
Ich will es thun, ihn töten und dann mich.

Und wie verhält es sich mit der Fabia? Ist sie nicht rein und unschuldig? Gewiß, aber auch ihr Handeln führt uns Gesetze des Lebens vor, und darum ist sie eine Persönlichkeit, die für das Drama paßt.

Sie befindet sich doch in ähnlicher Lage, wie die Antigone. Sie gehorcht dem göttlichen Gebote, welches die Frau dem Manne gesellt, und kann dies doch wiederum nicht thun, ohne daß sie den Gehorsam gegen den Vater und die Gesetze des Standes verletzt. Erkennen wir auch da nicht ein Gesetz des Lebens, daß bei solchem Widerstreit der Pflichten oft eine Persönlichkeit zu Grunde geht? Und dasselbe gilt von Gaïus Icilius. Ferner wissen wir aus der Erfahrung und aus der Geschichte, daß der, welcher der Vorkämpfer einer neuen Richtung des Lebens ist, selten oder fast nie die Früchte seines wenn auch erfolgreichen Strebens ohne herbe Verluste und bittere Erfahrungen pflücken wird. So ergeht es auch dem Spurius Icilius. Ferner lesen wir in dem angeführten

Werke S. 45: „der Eindruck des Einheitlichen ist eine wesentliche Quelle des Wohlgefallens. Der Einheit dient auch die Gegensätzlichkeit." Daß beide Forderungen im Drama erfüllt sind, haben wir schon nachgewiesen. Dann wird S. 67 und 68 verlangt: erstens Reinheit der Sprache und zweitens Einfachheit des Satzbaues. Beiden Forderungen ist der Dichter im höchsten Maße gerecht geworden. Zuletzt heißt es S. 328: „der eigentliche Held ist derjenige, der sein Ich, sein ganzes Dasein einsetzt und entweder zerschmettert oder zu seinem Ziele emporgetragen wird." Darnach kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Caeso Fabius der Hauptheld des Stückes ist. Es könnte auf den ersten Blick scheinen, daß es Spurius Icilius ist. Aber er wird weder zu seinem Ziele emporgetragen noch zerschmettert. Die Ehe zwischen Patriziern und Plebejern setzt er zwar durch, aber sein Sohn kann davon keinen Vorteil mehr haben; Spurius wird ferner zwar hart getroffen, aber vom Schicksal doch nicht vernichtet.

Hören wir nun auch, was der Dichter über sein Stück selbst urteilt. Er meint, der wirkliche Held trete zu spät auf. Darüber läßt sich streiten, jedoch stimmen wir ihm darin nicht zu. Dagegen sind wir mit ihm vollkommen einverstanden, wenn er meint, daß ihm der 3. und 4. Akt sehr gut gelungen sei. (Aus meinem Leben S. 193). — G. Freytag sagt ferner, er wisse wohl, daß sein Stück hohe Anforderungen an den Schauspieler stelle. Er hat es mit Absicht in einfachster Sprache geschrieben, um die Darsteller vor dem beliebten Pathos der Rede zu hüten. Dadurch aber wird der Vortrag für den gewöhnlichen Schauspieler sehr schwer, denn keine Pracht der Worte unterstützt ihn bei den leidenschaftlichen Stellen.

Der Dichter hat sein Werk in Jamben geschrieben. Er sagt in der Technik S. 272: „der fünffüßige Jambus ist bei uns als dramatischer Vers seit Goethe und Schiller durchgesetzt. Der entschiedene trochäische Fall der Sprache macht ihn uns besonders bequem," und S. 273: „er hat den Vorteil der möglichst größten Flüssigkeit und Beweglichkeit,

er vermag sich mehr als ein anderer Vers den wechselnden Stimmungen anzupassen, jeder Veränderung im Tempo und Bewegung der Seele zu folgen."

„Der jambische Fünffuß", so fährt er S. 275 fort, „fließt dem deutschen Dichter, dessen Seele sich erst gewöhnt hat, in den Schwingungen desselben zu empfinden, in der Regel leicht auf das Papier. Aber seine Durchbildung zum dramatischen Verse pflegt den Deutschen doch schwer zu werden und die Dichter sind nicht zahlreich, denen dies völlig gelang."

Zunächst muß der Dichter die gewöhnlichen Regeln für den Bau des jambischen Verses beachten, dann aber muß er die Einförmigkeit durch scheinbare Unregelmäßigkeiten stören und so immer neues Leben hervorrufen.

Nach dieser Regel, die Freytag S. 276 aufstellt, muß man einzelne aus dem jambischen Versmaß herausfallende Zeilen erklären. Man wird nicht annehmen, daß der Dichter nachlässig gewesen ist, sondern man wird bei genauerem Eingehen erkennen, daß Freytag damit eine besondere Wirkung hat erzielen wollen. Das beweist z. B. die Stelle, die im 3. Akte steht. Dort sagt der Konsul Fabius zum Spurius Icilius:

Doch was auch drohend mir die Zukunft berge,
Den Zorn des Volkes, naher Freunde Trotz,
H e h l e r der Blutthat wird der Konsul nicht.

Und ferner ebendaselbst:

Der Rabe weissagt, Übles droht sein Schrei,
Und was er aus der Finsternis geholt,
Das wirft er krächzend auf des Hauses Stufen,
B l e i c h e s Metall, was hast du mir zu sagen?"

Noch mehrere Stellen könnte ich anführen, doch mögen diese genügen.

Ferner wird der jambische Vers — meint Freytag S. 277 — „dadurch belebt, daß er den gleichmäßigen Fluß beschleunigt, aufhält, zerbricht, zerhackt, zerreißt, in unendlich verschiedenen Nuancen, welche durch die innere Bewegung des Menschen hervorgebracht werden." Für ruhige Empfin-

dung muß er seine reinste Form, den schönsten Wohlklang, einen gleichmäßigen Fluß verwenden. So gleitet Goethes dramatischer Jambus dahin. Natürlich hat sich Freytag bemüht, dieser Regel zu folgen, und viele Stellen beweisen das. Heben wir zunächst eine hervor.

Im ersten Akte spricht Fabia zum Icilius folgende Worte:

Doch freu ich mich der schnellen Rückkehr nicht.
Einsam erwuchs ich zwischen Land und Stadt,
Ein weiches Kind, dem stille Mädchenjahre
Die liebe Mutter noch im Tod erflehte.
Zur Zeit der Kriege saß ich hier allein
Und härmte mich um die entfernten Männer,
Doch sank der heil'ge Frieden auf die Stadt,
Dann zog ich mit den Frauen ins Gefild.
Dort war ich heimisch, dort auch sah ich dich,
Du treuer Nachbar. Allen warst du lieb,
Stets warst du gütig mir, ernsthaft und fest.
Den Habicht, der mein lustig Federvolk
Endlos verstörte, traf dein sichrer Pfeil;
Mein Blütenbäumchen, das die erste Frucht
Mir gestern darbot, du hast mir's gepflanzt.
Die Brüder und die Schar der wilden Vettern
Nur wie der Sturmwind flogen sie heran,
Dir durft ich klagen, was mein furchtsam Herz
Erschreckte, jedes Frohe kam von dir,
Und that ich Unrecht, schaltest du das Kind. —

Wenn die Empfindung aber höher steigt, dann soll di Rede schmuckvoller, langatmiger in langen Wellen daherrauschene klangvoll tönend; wie vielfach Schiller schreibt. Auch solche' Töne finden wir in den Fabiern, so spricht im 1. Akte Sicanius zum Vejenter Tarchna:

Ja!
Wir haben Überfluß an großen Herrn;
Rom wird zu klein für sie. Vor Zeiten saß
Der Adel ehrbar unterm Dach von Stroh;
Und schnitt sich selbst die Rinderhaut zu Sohlen.
Jetzt dünkt der Mann von altem Landgeschlecht
Sich wie ein König, zählt die Ahnenreih'
Bis zu den Göttern, und den Göttern gleich,
Teilt er mit seinem Volke nur die Luft,
Nicht Ehe, nicht Gericht, die Würden nicht.

Und Opfer nimmt er, strenger als der Gott;
Die Saat, die Herden und der Adern Blut.

Und ferner auch im ersten Akte erzählt Fabia:

Nach meinem Haupte griff des Räubers Arm,
Entsetzen schlug die Glieder, willenlos
Und starr empfand ich nahe das Verhängnis,
Da sah ich dich, im Winde flog dein Haar,
Vom hellen Lichtschein glänzte das Gewand,
Dein Auge blitzte, jeder Nerv der Glieder
Gespannt wie Bogensehne nach dem Feind.
Da klang die Waffe, da versank der andre,
Lebend, gerettet flog ich durch die Flur.
O laß die Hand mich fassen, Römerheld,
Sie löst vom Tode, — Himmelsgötter, seht!
Mit meinen Thränen netz' ich sie und flehe:
Gesegnet sei sie ewig, ewig dir.

„Wenn die Rede noch stürmischer wird — fährt Freytag S. 277 fort —, dann scheint der rhythmische Lauf des Verses vollständig gestört, immer wieder springt ein Satz aus dem Endes eines Verses in den Anfang des andern, bald hier, bald dort wird eine Verszeile teils zum Vorhergehenden, teils zum Folgenden zerrissen, 2c." So schreibt Kleist. —

Auch Stellen dieser Art finden wir in dem Stücke, so im 2. Akte in dem Streite des Tribunen Sicanius mit den Fabiern:

Fort, was hemmt ihr mich?
Noch andres ist zurück, und alles schleudr' ich
Euch in das Antlitz. Eurem Hasse Trotz!
Nicht der Vejenter ist der ärgste Feind
Des Volkes, die Geschlechter stehlen ihm
Alljährlich Frucht und Herden unersättlich! —
Ihr brüllt nach Krieg, wohlan, ihr sollt ihn haben,
Krieg mit den Römern, werfen will ich euch
Aus euren Würden, daß ihr wieder seid,
Was vormals ihr gewesen, Räubervolk,
Armsel'ge Lungrer, die von Eicheln sich
Und schlechtem Kohl ernähren! — Ha, und sie,
Die Fabier, wer sind sie? wilde Hunde,
Die klaffend nagen am Gebein der Stadt.
Hinaus die Meute, treibt sie aus dem Thor!
Des Volkes Peitsche schwenk' ich und ihr sollt
Sie heulend fühlen. —

Die metrischen Verhältnisse sind nicht in allen 5 Akten gleich behandelt. Nach dem, was G. Freytag in seiner Technik S. 276 ausführt, muß der Dichter bisweilen an Stelle der Regelmäßigkeit scheinbare Unregelmäßigkeit eintreten lassen und den gleichmäßigen Fluß in der mannigfaltigsten Weise stören, das heißt, ein tote Form mit stark pulsierendem Leben erfüllen. Am meisten und am leidenschaftlichsten bewegt sind natürlich die Vorgänge im 3., 4. und 5. Akte, und in ihnen finden sich deshalb auch am häufigsten die Unregelmäßigkeiten des Versmaßes. So setzt da bisweilen in sehr erregter Rede die 2. Hälfte des Verses trochäisch ein, z. B. im 4. Akte V. 548.

Erzittern macht. Fürchtet den Zorn des Alten! —
wie dieser Vers so auch V V. 227, 312, 448, 508.

Wir bemerken, daß dies nur dann geschieht, wenn vor dem Trochäus eine längere Pause zu machen ist, welches durch eine Interpunktion angedeutet wird. —

Verse mit trochäischem Anfange finden sich häufiger, immer aber nur an Stellen, in denen eine gewisse Erregung der Redenden hervortritt.

Wir merken im 1. Akte die Verse: 305, 668, 669, 670, 672
" " 2. " " 31, 238.
" " 3. " " 290, 512, 582, 688, 694, 723.
" " 4. " " 27, 40, 170, 226, 254, 294, 303, 429, 605, 615, 693, 694, 705, 716, 723, 724, 730, 767.
" " 5. " " 27, 202, 222, 252, 267, 290, 293, 324, 327, 521, 536, 544.

Sie sind demnach im 3., 4. und 5. Akte am häufigsten, was durch das früher Besprochene erklärt wird.

Wir machen ferner darauf aufmerksam, daß auch in diesem Drama bisweilen die letzte Silbe eines für gewöhnlich daktylisch zu messenden Wortes gehoben wird, damit das Wort im jambischen Verse zu verwenden ist. So im 1. Akte V. 107:

Es lärmt die Schaar der Fabier heran,
ebenso V. 289, im II. Akte V. 250, im V. Akte V. 412 und V. 110:

Ein Haufe bettelnder Klienten zu.

V. 204: Der Jonier ward sie zur Stadt geführt. Es muß in diesem Verse Jonier dreisilbig gelesen werden.

V. 521: Daß deine Konsul, der Pinarier Haus; ist Pinarjer dreisilbig zu lesen.

Im 2. Akte lies V. 20 Junier zweisilbig.

Ferner steht in V. 32 schmählicher, V. 64 günstiger.

Im 4. Akte V. 66 tüchtigen, V. 321 feindlicher u. s. w.

Im 4. Akte ist V. 12 Licinjus zu lesen, im 5. Akte V. 30 Icilius viersilbig.

Ferner ist darauf zu achten, daß dasselbe Wort je nach dem Sinne der Rede bald in der Hebung, bald in der Senkung stehen kann. Einige Beispiele werden das klar machen:

So steht im 1. Akte V. 35: nicht einmal in der Senkung, zweimal in der Hebung.

So steht im 3. Akte V. 66: geh einmal in der Senkung, einmal in der Hebung,

ebenso V. 127.

Der Artikel steht bald in der Hebung, bald in der Senkung:

cf. 4. Akt 14, 19 in V. 50 steht die für welche und ist natürlich deswegen betont.

Hiermit sei es genug. Der Leser wird sich nun leicht in jedem einzelnen hier nicht angegebenen Falle zurecht finden können.

VIII. Einzelne Bemerkungen.

1) Was die Vornamen der Fabier betrifft, so finden sich alle im Livius, nur nicht der eine: Numerius, doch ist ein Geschichtschreiber Numerius Fabius Pictor bekannt. — Verwunderlich ist uns, daß die Römer Zahlen als Vornamen verwendeten, so Quintus Nr. 5. Das hängt mit dem prosaischen und praktischen Sinn des Volkes zusammen. Nicht allein aber Vornamen dieser Art gab es, sondern auch Familiennamen für solche Geschlechter, die durch Kinderreichtum bekannt waren, so die Septimii, Octavii, Nonii, Decimi.

2) Titus Virginius. Man gebraucht in neuester Zeit lieber die Form Verginius. Die Verginier sind ein altes patrizisches Geschlecht und werden im zweiten Buche des Livius öfter als Konsuln genannt. Daß es aber auch plebejische Verginier gab, wissen wir aus der bekannten Geschichte der Verginia.

3) Der Name Sicanius ist im lateinischen nicht nachzuweisen. Ob der Dichter ihn von Sicanus abgeleitet hat oder von sica (der Dolch), mag dahin gestellt bleiben. Ist das erste der Fall, so hat er wohl an die Sicaner gedacht, die als Ureinwohner von Latium genannt werden. Darauf bezieht sich dann die Stelle, in der Sicanius sich rühmt, daß auch seine Ahnen Rom gegründet hätten (2. Akt, V. 205). Hat Freytag den Namen aus sica gebildet, so will er damit auf die Ermordung des Tribunen hindeuten.

4) Icilius. Diese Familie wird im zweiten Buche des Livius oft als eine solche genannt, die die Befreiung der Plebejer kräftig erstrebte.

5) Sisenna. Wir kennen einen Historiker Sisenna, den auch Cicero unter den Freunden des Verres nennt, vgl. Cicero de signis c. 35. Horaz versteht in den Sat. I, 7, 6 unter Sisenna ein Lästermaul.

1. Akt.

Der Vejenter, der mit Sicanius verhandelt, heißt Tarchna, wie wir im Stücke lesen. Tarchna aber ist die etruskische Form für Tarquinius.

V. 5) Es werden die Saturnalien gefeiert, welches Fest dem Gotte des Feld- und Weinbaues geweiht war. In den ältesten Zeiten gab es nur einen Festtag, den 17. Dezember, später mehrere (Liv. II c. 21), an denen allem lustigen Treiben Thor und Thür geöffnet war. Wie Lucian in den Saturnalibus 2 sagt: man durfte dann trinken, berauscht sein, schreien, scherzen, Würfel spielen, sich Führer wählen, die Sklaven bewirten, nackt singen und tanzen u. s. w., vgl. Horaz Sat. l. II, 3 und f., V. 2.

V. 23) Der breite Purpurstreif der Senatoren schmückte die sogenannte toga praetexta.

V. 41) vgl. dazu Liv. II c. 2, c. 7, c. 15, c. 31.

V. 178) Die Etrusker waren durch solche Arbeiten berühmt.

V. 180) Cumae ist die älteste Kolonie der Griechen in Italien.

V. 196) Der Pontifex. Gemeint ist der Vorsteher des Kollegiums der Pontifices, wenn man annimmt, daß schon Numa 5 Pontifices eingesetzt hat. Livius spricht I. c. 20 und 32 dagegen nur von einem Pontifex.

V. 237) Die Frucht, welche wir heute Kürbis nennen, soll aus Amerika herübergekommen sein; doch kannte man im Altertume sicher mehrere andere kürbisartige Früchte. Als ihre Heimat wird Indien oder Ägypten genannt. Wann diese Frucht in Italien bekannt geworden ist, kann man nicht mehr feststellen.

V. 260) Lat. Agrigent, grch. Akragas, ital. Girgenti, griechische Kolonie in Sicilien, dem bekannten Weizenlande.

V. 262) Gemeint ist die Schlacht bei Salamis.

V. 271) Den Xerxes.

V. 318) Gemeint sind die sellae curules.

V. 459) Solche Mauerringe fanden sich in allen lateinischen Gauen. Bei den vielfachen Fehden der kleinen Staaten waren Zufluchtsorte nötig, wenn nicht bei jedem Überfalle sofort die ganze Habe der Bedrohten vernichtet werden sollte. Vgl. in G. Freytags: Nest der Zaunkönige die Schilderung der Dorfbefestigungen. Oft wurden im Mittelaltar hochgelegene Kirchhöfe stark ummauert und dann als Festungenbenutzt; vgl. Uhland: Die Schlacht bei Döffingen.

V. 521) Der Pinarier Haus. Die Poltitii und Pinarii gehörten zu den ältesten römischen Familien. Ihnen vertraute Evander den Dienst am Altare des Hercules an (vgl. Liv. I. c. VI).

V. 589) Wer die Hügelgöttin ist, wird schwer festzustellen sein. Es wird zwar eine Hügelgöttin, eine dea collina, von Varro als Ackerbaugöttin genannt, aber was hätte die an dieser Stelle zu thun, wo von Lüge und Verrat die Rede ist? Vielleicht meint Freytag die Concordia, deren Tempel am Abhange des Capitols

lag, doch ist der erst 367 v. Chr. nach Annahme der liciniſchen Geſetze erbaut. Dann hätte der Dichter einen Anachronismus begangen, der ihm wohl zu verzeihen ist. Möglicherweiſe ist an den Tempel der Fides gedacht, welcher ſchon von Numa auf dem kapitoliniſchen Hügel errichtet ist. Doch ist die Stelle recht unklar.

2. Akt.

Die Curia Hostilia ist nach dem Könige Tullus Hostilius benannt. Er erbaute ſie auf dem Forum Romanum, nachdem er Alba longa beſiegt hatte. In ihr verſammelte ſich häufig der Senat.

V. 20) Die Junier. Hiermit ſind die patriziſchen Junii Bruti gemeint; es gab aber auch damals ſchon plebejiſche. Von dieſen ſtammt wahrſcheinlich der bekannte Mörder Cäſars ab (vgl. Plutarch Brutus c. 2).

V. 119) Zu dieſem Vorgange vergleiche Liv. II c. 24.

V. 200—258) Dazu vergleiche Liv. II c. 55.

V. 441) Die campagna di Roma und auch Rom ſelbſt leidet ſehr durch das Fieber. Zwiſchen den Hügelwellen finden ſich Teiche und Lachen, deren Waſſer in der Sommerhitze in Fäulnis gerät und dann die Luft verpeſtet (aria cattiva). Um dieſe Gewäſſer abzuleiten, wurden die Kloaken gebaut. Damit dieſe böſe Luft das Haus nicht ungeſund mache, ließ man im Atrium, im Hauptraume der römiſchen Wohnung, ſtets das Herdfeuer brennen. Deshalb erklärt es ſich ferner, weshalb die Herdgöttin, die Veſta, in Rom und bei allen Latinern ſo hoch verehrt wurde. — Wenn die Fabia hier von dem Geiſte des Fiebers redet, ſo ist das echt römiſch. Die Römer perſonificierten ſolche Abſtrakta und verehrten ſie als Götter, ſo spes, fides, terminus u. a.

3. Akt.

V. 1) Matutinus und Matuta ſind die alt-italieniſchen Gottheiten der Morgenſtunde. Der Matutinus wird oft dem Janus gleich geſtellt, der, wie er, die Pforten des Himmels ſchließt und öffnet und auch den Beginn jedes menſchlichen Thuns behütet. Daher ſingt Horaz Sat. II, VI, 20:

> Matutine pater seu Jane libentius audis,
> unde homines operum vitaeque labores
> instituant etc.

Ihn ruft die Fabia zuerſt an.

V. 11) Die Laren ſind die Schutzgeiſter des Hauſes, daher heißen ſie lares domestici.

V. 362) Der Dichter nennt hier einen Ancus Marcius wohl mit Abſicht als einen der bitterſten Feinde der Plebejer und namentlich der tribunciiſchen Gewalten. Man wolle ſich erinnern daß durch ihr Auftreten vor allem Cajus Marcius Coriolanus ge-

zwungen wurde, aus Rom zu fliehen (vgl. Liv. II c. 31 u. f.). Diese Marcii stammen von dem vierten römischen Könige ab.

V. 406) Vgl. dazu die schöne Schilderung vom Raube der Sabinerinnen in Liv. I. c. 9 und 12.

V. 706) Das ist römische Sitte. Wenn der Vater das Kind aufhob, erkannte er es als das seine an; that er das nicht, so wurde es verstoßen.

4. Akt.

Das Marsfeld (campus Martius) gehörte einst den Tarquiniern und wurde ihnen nach der Vertreibung entrissen, vgl. Liv. II c. 5.

V. 20) Die Tribunen haben das Recht der Kooptation, vgl. Liv. II c. 33. Der Dichter nimmt an, daß es in dieser Zeit nur zwei Tribunen gegeben habe. Es ist eine unentschiedene Streitfrage, ob von allem Anfange fünf Tribunen oder nur zwei gewählt und erst später dann noch drei hinzugefügt worden seien. Der Name des anderen Tribunen Licinius ist ein in diesen Streitigkeiten oft genannter.

V. 146 und 160—172 erinnern lebhaft an Stellen aus den Brüdern vom deutschen Hause.

V. 245) Vgl. Liv. II c. 5. Die herrliche Schilderung des Livius paßt sehr gut hierher: consules in sedem processere su am, missique lictores ad sumendum supplicium nudatos virgis caedunt securique feriunt quum inter omne tempus pater (sc. Brutus) vultusque et os ejus spectaculo esset eminente animo patris inter publicae poenae ministerium.

V. 254) Gemeint ist Mars.

V. 602) Dieses Melden auf die Aufforderung nannte man nomen dare.

V. 615) Vgl. dazu Liv. II c. 24: alius alium confirmare, ne nomina darent. — Patres militarent, patres arma caperent und c. 43: Vejentes pleni jam populationum Romam ipsam se oppugnaturos minabantur. Qui terrores quum compescere deberent, auxere insuper animos plebis, redibatque non sua sponte plebi mos detrectandi militiam, sed Sp. Licinius, tribunus plebis, venisse tempus ratus per ultimam necessitudinem legis agrariae patribus injungendae, susceperat rem militarem impediendam.

V. 664) Einer der Konsuln war seit 483 bis zur Schlacht an der Cremera stets ein Fabier gewesen cf. Liv. II c. 41 u. f., wo über ihre Heldenthaten berichtet wird. Die Fabier scheinen sich nicht nur die Plebejer sondern auch die Patrizier verfeindet zu haben, vgl. 3. Akt, V. 251 und 357 u. f. Wie es scheint, haben sie sich mit den Plebejern aussöhnen wollen, vgl. Liv. II c. 45 und deshalb den Kampf mit den Vejentern für sich gefordert.

V. 740) Vgl. Liv. II c. 46 und 47.

5. Akt.

Der Vesta-Tempel, den Numa erbaut hat, lag südlich von der via sacra, dicht an derselben zwischen Palatinus und Capitolinus so, daß das Atrium zum Capitol gewendet war. — Seit der Zeit des Servius Tullius gab es sechs Vestalinnen, früher nur vier.

V. 6) Den Ausdruck: „in gevierter Schar" hat der Dichter den Livius entnommen, vgl. Liv. II c. 6. Doch heißt quadrato agmine bei Livius immer das in Schlachtordnnng gestellte, nicht etwa ein im Viereck geordnetes Heer.

V. 322) „Vom Herold laut gesungen durch die Stadt" ist ein nicht sehr glücklich gewählter Ausdruck, der nach dem Lateinischen gebildet ist, wo man wohl sagt: signum classico canitur und wo cantare einfach verkünden heißt.

Zur zweiten Scene vgl. Liv. II c. 49 und 50.

Wenn hier der Lictor vor dem Konsul im Kampfe einhergeht und seine Ankunft verkündet (animadvertit), so kennen wir dafür kein Beispiel aus der Geschichte, wohl aber geschieht das in Rom.

Oswald Schmidt, Leipzig-R.

Inhaltsangabe.

	Seite
Vorwort	V
I. Kurze Übersicht	1
II. Gang der Handlung	5
III. Dramatischer Aufbau	61
IV. Geschichtliche Grundlage	67
V. Charaktere	79
VI. Entstehung und Geschichte des Dramas	112
VII. Würdigung	115
VIII. Einzelne Bemerkungen	125

Date Due

FRANKLIN AND MARSHALL COLLEGE
PT1873.Z5 F6 010101 000
Foss, R.
Gustav Freytags Fabier, erlau
0 1114 0163386 7

PT
1873
Z5F6

P9-CIG-111